

Einzelpreis 15 Pf.
zuzügl. Postabzug: Bestellgeld - Ausland mit
ermäßigt Porto 25 Pf. übriges Ausland 35 Pf.

Berlin, 9. April 1942
15. Folge * 8. Jahrgang

Das Schwarze Rennen

ZEITUNG DER SCHUTZSTAFFELN DER NSDAP
Organ der Reichsführung



Verlag: Franz Eher Nachf. GmbH, Zweigniederlassung Berlin, Berlin SW 68, Zimmerstraße 88. Fernruf: 11 00 22. Postscheckkonto: Berlin 4454. Anschrift der Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstr. 88-91. Anzeigenpreise laut aufl. Preisliste.

Bezugspreise: Durch die Post bei freier Zustellung ins Haus durch den Briefträger 68 Pf., durch Streifb. monatl. 95 Pf. Ausland mit ermäß. Porto 80 Pf., übriges Ausland RM. 1,05. In Groß-Berlin erf. Zustellung durch Austräger uns. Zweigstellen

Macht euch nichts vor!

Ist es nicht ein qualvolles Unterfangen, wie ein gehetztes Wild durch die Läden und Kaufhäuser zu rennen, weil man seinen Lieben daheim „unbedingt“ etwas schenken will, weil über die leere Wand überm Schreibtisch „unbedingt“ noch ein Bild gehört oder weil der alte Hut „unbedingt“ durch einen neuen ersetzt werden muß?

Es ist ja so leicht hingesagt: verzichten! oder: wo nichts ist, hat auch der Kaiser sein Recht verloren! Nun ja, der neue Hut ließe sich ja in den Wind schreiben; man ist für sich selbst am leichtesten genügsam. Aber anderen, der Frau, der Braut, den Kindern Freude bereiten — es ist ja ein guter Wille, der einem da im Nacken sitzt —, das steckt man nicht so leicht auf. Auch wenn es kein Vergnügen ist.

Es lohnt sich nicht

Auch wenn man sich hinterher den „Erfolg“ doch mit gemischten Gefühlen ansieht: Menschenkind! Im Frieden hättest du den Mumpitz nicht geschenkt bekommen; geschweige denn hättest du's gewagt, ihn weiter zu verschenken! Ist es nicht schade um das schöne Geld? Und hast du eigentlich Freude bereitet? Oder tun die Beschenkten nur so, weil sie dir die Freude nicht vergällen wollen?

So hat man vor Weihnachten die Hetzjagd durch die Läden mitgemacht, so startete man erneut vor den Geburtstagen, und selbst vor Ostern versuchte man es noch einmal. Aber eines Tages entdeckte Mann und Frau — denn der Frau ergeht es ja nicht anders — daß sie sich da etwas vormachen. Und jeder spricht dem andern aus dem Herzen, wenn seiner Rede Sinn etwa der folgende ist:

Eigentlich versuchen wir nun schon die längste Zeit uns vorzumachen, es gäbe gar keinen Krieg. Wir wenden viel Energie und nicht weniger Geld daran. Wir bemühen die geplagten Kaufleute. Wir setzen eine Industrie unter Druck, die ihre Kräfte und Rohstoffe besseren Zwecken zuwenden sollte. Wir wollen Freude bereiten, aber wir verplempern unsere Freizeit und unser Geld durch nutzlosen Ärger. Wollen wir es nicht sein lassen? Wie wär's? Wollen wir endlich gemeinschaftlich zur Kenntnis nehmen, daß wir in einem Krieg, und zwar in einem totalen Krieg stehen?

Wollen wir endlich aufhören, den Kopf vor ihm in den Sand zu stecken? Wollen wir aufhören, uns einzurennen, der Krieg müsse ausgerechnet vor unseren persönlichen Wünschen kapitulieren? Weshalb empfinden wir denn eigentlich einen Verzicht, den uns der Krieg aufzötigen will, so sehr als drückende Last? Weil wir solche Mühe darauf wenden, ihm aus dem Wege zu gehen! Nehmen wir doch endlich zur Kenntnis, daß Krieg Krieg ist! Nehmen wir doch zur Kenntnis, daß der Krieg nicht nur den Soldaten erfaßt und nicht nur den Rüstungsarbeiter und uns selbst nicht nur in jenen Lebensbereichen, wo er uns unmittelbare Pflichten auferlegt!

Machen wir unsern Frieden mit dem Krieg, hören wir auf, uns immerfort gegen den Krieg zu wehren! Versuchen wir, den Verzicht nicht mehr als Last zu empfinden, sondern als unseren gewollten Beitrag zur Kriegsführung! Aktivieren wir das Verzichten!

Kommen wir doch endlich überein, daß wir uns nichts mehr schenken, nicht weil es nichts zu schenken gibt, sondern weil wir nicht schenken wollen; daß wir keine Vergnügungsreisen unternehmen, nicht weil es erschwert oder verboten ist, sondern weil wir nicht reisen wollen; daß unser äußerer Habitus nicht friedensmäßig zu sein braucht, nicht weil die Punkte rar sind, sondern weil es ehrenhaft ist, auch diese Dinge bewußt und gewollt in die Nebensächlichkeiten des Lebens einzurichten.

Auch mit dem beherrschenden Thema heimatlicher Gespräche, mit der Neufestsetzung der Lebensmittelrationen werden wir nur fertig, wenn wir bemüht sind, aus der passiven Rolle des Verzichtemüßens herauszukommen. Wir müssen auch hier die aktive Rolle erkennen, die uns der Krieg zuweist.

Das sei ein geringer Trost? Ums Trösten geht es hier überhaupt nicht. Auch der Soldat, der jetzt das dritte Jahr im Felde stehen muß, wird von seinen Vorgesetzten nicht getrostet. Er wird in neue, schwerere Aufgaben hineingewiesen, und er übernimmt sie, weil ihm die Notwendigkeit ihrer Durchführung vor Augen steht: nicht passiv erduldend, sondern aktiv meisternd, was ihm aufgetragen ist.

Der Soldat kann es sich gar nicht leisten, den Krieg zu „erleiden“. Es sah auch an keinem Tag dieses Krieges so aus, als hätte der deutsche Soldat seine Siege leidend erfochten. Wie kämen wir in der Heimat dazu, den Krieg immer nur als Last zu ertragen? Wie müßten wir uns vorkommen, wenn wir immerfort versuchen wollten, uns in der Heimat am Kriege vorbeizudrücken, da ihm der Soldat doch ständig ins blutige Angesicht sieht?

Als der Krieg begann, sorgte der Staat vom ersten Tage an für eine gerechte Verteilung aller Lebensmittel. Es kam nicht darauf an, jedem weniger zu geben; es kam darauf an, dafür zu sorgen, daß keiner mehr erhielt. Der gerechte Durchschnitt, der dabei ermittelt wurde, entsprach durchaus dem Durchschnitt des friedensmäßigen Konsums. Wer damals schon zu klagen anhob, der konnte nicht klagen, weil er zu wenig bekam, er klagte vielmehr, weil er jetzt soviel bekam wie alle anderen und nicht mehr, wie er es gewohnt war.

Der schärfere Wind

Einige hatten, wenn nicht über ihre, so doch über unsere Verhältnisse gelebt. Einige hatten — meist ohne es zu wissen — sich den Luxus einer recht unrationellen Haushirtschaft und recht beschränkter Kochkünste leisten können. Jetzt klagten sie über den Zwang, der ihnen aufgab, besser zu kochen und planvoller zu wirtschaften. Wer sonst noch meckerte, der hatte im Frieden auch schon gemeckert (wenn es uns heute auch als Preisfrage erscheint, worüber man im Frieden wohl hat meckern können!).

Im großen und ganzen aber — und wenn man von den ausgesprochenen Genüssen absieht — war die Lebensmittelzuteilung der ersten Kriegsjahre bestimmt nicht auf Verzicht zugeschnitten. Wir lebten immer noch besser als in den Krisenjahren vor 1933 — von der



Zeichnung: Bogner
Das australische Känguru ...

Weltkriegs- und Nachkriegszeit ganz zu schweigen!

Und auch immer noch besser, als die meisten europäischen Völker vor dem Kriege gelebt haben. Das kam daher, daß der Krieg sich uns in seiner ganzen Härte noch gar nicht vorgestellt hatte. Natürlich — wir waren nicht gezwungen, den Krieg härter zu nehmen, als er sich uns selber darbot.

Der Soldat, der die Feldzüge von Polen bis Griechenland mitgemacht hat, empfand sie nicht als Kinderspiel. Er hat immer mehr getan als seine Pflicht, er hat immer das letzte hergegeben und war immer zum letzten bereit. Trotzdem hat uns derselbe Soldat später versichert, der Krieg habe „eigentlich“ erst am 22. Juni 1941 begonnen.

Zurückblickend aus dem Inferno der Riesenschlachten und aus dem Grauen des Winterkrieges, empfand er die Bürde leicht, die er vordem getragen hatte. Als es den Männern im Kreml beschlossene Sache war, Verrat zu üben und Deutschland in den Rücken zu fallen, als der Krieg sich zum Weltkrieg weitete, da sah der Soldat Anforderungen auf sich zu kommen, von denen er sich vordem gar nichts träumen ließ, nicht in Norwegen oder Frankreich, auch nicht in seinen Gedanken über die mögliche Fortsetzung und Beendigung des Krieges.

Zu diesem Zeitpunkt mußte sich auch die Heimat mit einem gewandelten Krieg auf du und du stellen. Der Rüstungsarbeiter merkte

als erster den schärferen Wind. Dann die Wirtschaft insgesamt, da sie die letzten Reserven „friedensmäßiger“ Produktion aufgeben mußte. Dann der uk-Gestellte, der nun doch den Soldatenrock anzog. Aber im Ernährungssektor blieb es doch noch recht lange bei dem „kriegsmäßig organisierten Friedenszustand“.

Verzichten lernen

Der Staat hat einige Wunder getan, als er uns noch über den nächsten Kriegswinter half, „so, als wäre nichts geschehen“. Er tat es vermutlich nicht, um uns etwas vorzutäuschen. Aber er verlieh uns auch nicht das Recht, nun immerfort weiter so zu tun, als wäre nichts geschehen. Er hat nur den Zeitpunkt hinausgeschoben, an dem man auch in der Heimat, und hier in den eigenen vier Wänden, zur Kenntnis nehmen muß, daß der Krieg ein Weltkrieg wurde und in das harte Entscheidungsstadium eintrat.

Wir wollen nicht das Kunststück versuchen, unseren Hausfrauen nachzuweisen, daß es sich mit den gekürzten Rationen immer noch herrlich wirtschaften lasse. Dies wäre allenfalls möglich, wenn wir alle Lücken mit Kartoffeln und Gemüse stopfen könnten, wenn wir den Krieg nur gegen die irdische Judenheit zu führen hätten, nicht aber auch gegen das Wetter. Auch die Staats- und Volksführung hat die Dinge nicht beschönigt, sie hat nur nüchtern und sachlich erklärt, wie sie wirklich

sind, und dabei an die Vernunft aller Ein-sichtigen appelliert.

Was von uns jetzt verlangt wird, das ist durchaus ein Verzicht, eine für alle durchaus fühlbare Einschränkung. Aber es liegt an uns, auch diesen und gerade diesen Verzicht zu aktivieren.

„Was bringt in Schulden? Harren und Dulden!“ sagt alte Volksweisheit. Den Kopf einziehen, sich ducken unter den Flügelschlägen eines „unabwendbaren“ Schicksals, Murren und Klagen — das ist die rechte Weise, in „Schulden“ zu geraten.

Der Staat schlägt zu!

Gewiß, man wird auf andere Weise auch nicht satter. Wenn wir aber den Riemer enger ziehen, nicht weil wir weniger bekommen, sondern weil wir auch weniger haben wollen, nicht mit leidvoller Duldermine, sondern mit festem Blick auf das Ziel, in der bewußten Absicht, damit etwas zu erreichen, den Sieg zu erzwingen — dann ist das eine Haltung, in der man auf 250 Gramm Brot leichter verzichten kann. Es ist ein Unterschied, ob einer lamentiert: man hat mir 250 Gramm Brot genommen! Oder ob einer sagt: Ich mag diese 250 Gramm Brot gar nicht haben, ich gebe sie hin als einen Beitrag zum Sieg.

Nicht alle werden das verstehen. Aber der Hundertst derer, die es verstehen und sich ganz von selbst in diese Haltung finden, ist entscheidend groß. Wir haben ja auch nie zu befürchten gehabt, daß es Soldaten in fühlbarer Zahl geben könnte, die den Krieg nur passiv erleiden. Wir sind von Sieg zu Sieg geschritten und werden von Sieg zu Sieg schreiten, weil der deutsche Soldat, wissend, worum es geht, über das befohlene Muß hin aus stets zum aktiven Einsatz bereit war.

Das deutsche Volk in der Heimat wird sich von seinen Söhnen nicht beschämen lassen.

Nichts wäre geeigneter, uns die Aktivierung des Verzichts zu erschweren, nichts würde den Lauen und Zweifelnden einen besseren Schutzwall errichten, hinter dem sie ihre Duldermine pflegen könnten, als ein Freibrief für die, die nicht verzichten wollen. Man kann zwar auch dann verzichten, wenn andere das Gegen teil tun. Man kann mutig sein, wenn andere ungern feige sind. Aber unser Volk kann nicht nur aus Helden bestehen, die dessen fähig sind, und wir haben es auch gar nicht nötig, dermaßen großzügig zu sein.

Wir haben in dieser Zeitung immer wieder mit schier unendlicher Geduld die kleinen Hinterterchen aufgezeigt und die wankenden Gestalten, die sie benutzt haben, um aus der Notgemeinschaft des Krieges sich heimlich fortzustellen: die Hamsterer, die Schieber und ihre modernste Untergattung — die Tauschhändler. Nicht, weil wir Ihnen die Diebesbeute nicht gönnen, sondern weil ihre Tätigkeit eine Herausforderung und Beleidigung ihrer ist, die die Notwendigkeiten des Krieges willig auf sich nehmen.

Nun ist, gleichzeitig mit der Neufestsetzung der Lebensmittelrationen ein Gesetz ergangen, das alle Vergehen gegen die gerechte Verteilung mit schwersten Strafen belegt und dabei auch die Todesstrafe nicht ausschließt. Zugleich haben Ausführungen von Reichsminister Dr. Goebbels erkennen lassen, daß der Staat nicht im mindesten davor zurückschrecken wird, diese Strafen unnachsichtig anzuwenden.

Und die anschwellende Lawine drastischer, unmissverständlich warnender Urteile beweist bereits, daß auch der ausführende Arm der Gerechtigkeit den nötigen „Mumm in den Knochen“ hat. In Königsberg hat das Sondergericht zwei sogenannte „Schwestern“ zum Tode verurteilt, die die Lebensmittel der ihnen anvertrauten Kinder gestohlen und verschoben haben. In Hannover erhielt ein Schlächtermeister, der mehrere hundert Zentner Fleisch der Verteilung entzog, zwölf Jahre Zuchthaus. In Bielefeld wurden zwei Händler zu fünfzehn und neun Jahren Zuchthaus verurteilt, weil sie Lebensmittel verschoben und zu Schieberpreisen heimlich verkauft haben. In Rostock wurde ein Schlächtermeister zum Tode verurteilt. Er hatte als Schwarzschlächter große Fleischmengen der gerechten Verteilung entzogen und im Tauschverkehr gegen andere Waren verschoben. Wegen ähnlicher Vergehen erhielten zwei Schlächter in Berlin 12 bzw. 9 Jahre Zuchthaus. Das ist eine Blütenlese aus einem einzigen Zeitungsblatt — dem „Völkischen Beobachter“ vom 31. März 1942.

Ohne Gnade!

Einige unter diesen Urteilen und noch manch andere, von denen da und dort berichtet ist, mögen noch milde erscheinen. Dazu wäre aber zu bemerkern, daß sie ergangen sind, ehe noch die neue Verordnung des Ministerrats für die Reichsverteidigung erging. In Zukunft werden wir mehr Schieber, Preistreiberei, Hamsterer und Tauschhändler dort erblicken, wo sie das Volk hinwünschen: an den Galgen!

Wenn das Volk erst die Wirkung dieses „schräferen Kurses“ spürt, wird seine Dankbarkeit fühlbaren Ausdruck erlangen. Es wird dann vielleicht weniger gemeckert werden als vordem, da es zwar mehr Brot, aber auch mehr Schieber gab.

Das deutsche Volk ist zur Aktivierung des Verzichts bereit, es will nur nicht die grinsenden Visagen derer sehen, die da meinen, sie hätten eine noch bessere Methode ersonnen, mit dem Krieg fertig zu werden.

Man kann den Leumund, den das „Schwarze Korps“ genießt, nicht durchweg einen guten nennen. Rechts und links der Straße, auf der wir marschieren, wispt im Gebüsch mancher versteckte Heckenschütze des nationalen Lebens über die anderen Gesinnungsgenossen, denen die Gewehre nach hinten losgegangen sind, als sie auf unserem Wege aufkreuzten. Der Leumund, den uns diese um ihre Beste Geprellten besorgen, ist aber auch unser Stolz; wenn wir in ihren Augen schlecht abschneiden und in ihrem Mund ein bitterer Geschmack bleibt, dann wissen wir, daß wir ins Schwarze getroffen haben. Ihnen gegenüber erhalten wir uns sogar ein gewisses Gefühl der Dankbarkeit, wenn sie aus ihrem Hinterhalt heraus wieder einmal versuchen möchten, dem kämpfenden und arbeitenden Volk einen Stein vor die Füße zu werfen.

Die Niederlage der Geprellten ist zugleich immer ein überzeugender Sieg unseres Glaubens, wie stark unser Volk nach Rechtlichkeit, Anständigkeit und Redlichkeit in seinen persönlichen und menschlichen Beziehungen, nach Pflichttreue, Einsatzzbereitschaft und Opferstift in seinem Verhältnis zum Staat und den ihm erfüllenden Kräften verlangt und wie es alle diese Eigenschaften zu leben bereit ist und lebt. Dankbar sind wir den Geprellten, daß ihre Unanständigkeit gleichsam den Charakter des wirklichen Volkes in seiner ganzen Klarheit aufzeigt. Nichts kann uns ja eine größere Verpflichtung bedeuten als die Tausenden von zustimmenden Kundgebungen aller Schichten, wenn wieder einmal dem ewigen Bodensatz gezeigt wurde, wo seines Bleibens zu sein hat: im lichtlosen Dunkel, wo er mangels Luftzufuhr zu Schemen vergehen wird.

in dem Glauben an Deutschland und an unseren Frieden. Was aber geschah, das wissen Sie selbst. Einen Tag vor Kriegsausbruch kam ich wieder in meinen Heimatort. Zehn Uhr morgens, in der Reichstagssitzung, wo der Führer seine große Rede hielt: da klingen noch immer die Worte in meinen Ohren, als er sagte: „Die Jugend wird wie immer mit heißen Herzen dabeisein.“

Ich weiß noch, wie wir uns, meine Kameraden und ich, zum Wehrdienst meldeten. Wir brannten darauf, so schnell wie möglich Soldaten des Führers zu weiden. Denn wir konnten nicht glauben, daß wir auch unserer Pflicht hinter Schraubstock genügen könnten. Ich wurde auch bei einer „Verfügungstruppe“ angenommen, aber eines Tages kam das markante Schreiben: Da Sie Flugzeugschlosser sind usw., können wir Sie nicht einstellen. Damals sah ich dies als eine Schikane an, denn ich dachte nur an die vordere Front, wo ich mit bei sein wollte.

Das Schicksal ließ mich folgendes sehen, als ich 1940 ins Krankenhaus mußte zu einer Operation. Da lag auf meinem Krankenbett auch ein braver Soldat mit einem Kopfschluß, er starb nach qualvollem Leiden den Helden Tod. Ich kann die guten Augen des Soldaten nie wieder vergessen, denn er hing so wie jeder andere an seinem Leben.

1941 rief mich die Pflicht auf einen Flugplatz im Osten. Bei einer Notlandung in den ersten Tagen zertrümmerte ich meine linke Hand, also mußte ich wieder ins Lazarett. So sah ich nun einer Amputation entgegen, die durch ein großes Wunder nicht eintrat. Nachts für Nacht machte ich kein Auge zu, immer im Anblick, meine Hand verlieren zu müssen. Ich möchte nur damit sagen, ich habe es schätzen gelernt, was ein Soldat, der seine Hand oder mehr verloren hat, gegeben hat. Was ist dagegen ein materielles Opfer, ach, geschweige denn eine Spende, es ist gar nichts. Wie könnte heute noch ein Deutscher an einer Winterhilfsbüchse oder Rote-Kreuz-Büchse vorübergehen, ohne sein kleines Opfer zu geben, man kann ja gar nicht von einem Opfer reden, denn es ist ja nur eine Spende.

Für den Sieg

Wie der Führer in seiner letzten Rede den Appell an uns richtete, daß wir arbeiten und noch mal arbeiten sollten, dann kann ich nur als kleiner Arbeiter den Kriegsverbrechern in London und in Washington sagen: Wir werden zu unserem Führer stehen, und wenn er das Letzte von uns verlangen würde. Herr S. ich kann so schreiben, denn ich habe schon in meinen jungen Jahren den deutschen Arbeiter kennengelernt. Neulich sagte ein Kamerad zu mir: „Wie ist es möglich, daß wir so fürchterlich arbeiten, wo wir doch keinen eigentlichen Lebensgenuss mehr besitzen?“ Ich gab zur Antwort, wir arbeiten für Deutschland, für eine bessere Zukunft, wo wir uns wieder unserer schönen Jugend erfreuen können. Er sagte: Ja, für unseren lieben Führer, für den Sieg.

Dritten Februar fuhren ein Meister und ich zu einer notgeladenen Ju 52, etwa 80 km von unserem Platz weg, es war sehr kalt. Bei 50 cm hohem Schnee pirschten wir uns heran, die Maschine mußte wieder auf die Beine gebracht werden, denn sie war mit Wollaschen für unsere Kameraden beladen. Die Besatzung hatte ein warmes Quartier in den hier so üblichen Lehmbütteln aufgesucht, aber als sie hörten, die Flugzeugschlosser sind da, da gönnten sie sich auch kein warmes Zimmer mehr, denn vielleicht könnte Hilfe gebraucht werden; nämlich da sind unsere Fliegerkameraden immer da. Bei Scheinwerferlicht verrichteten wir unsere Arbeit. Wir wurden des Nachts noch fertig, und die Besatzung gab uns die letzten Zigaretten, die sie noch hatten. Jetzt können wir doch wieder unsern grauen Brüder helfen, war ihre Antwort. Zwei Fingerspitzen erfroren leicht bei mir, aber die Wollaschen, die da nun wieder eher ihr Ziel erreichten, haben vielleicht mehreren Soldaten noch ihre Glieder erhalten. Auf unserem Heimweg besetzte uns wieder der Glaube an Deutschland, wieder unseren Frontsoldaten geholfen zu haben. Und jetzt sehe ich alles ein, daß wir doch wichtig sind, auch wenn wir noch keine Soldaten sind. Und Sie können glauben, lieber Herr S., wir fallen unseren Brüdern nicht in den Rücken, indem wir unser Arbeits tempo verlangsamen. Nein, das können wir schon nicht unseren toten Kameraden antun, und ich kann es meinen beiden lieben Freunden, mit denen ich zusammen den grauen Rock anziehen wollte, nicht antun, denn sie deckt schon der kalte Rasen.

Heil Hitler!

Dieser Brief wurde uns von seinem Empfänger eingesandt, der meinte, er solle der Öffentlichkeit nicht vorenthalten werden. Wir meinen das auch, weil wir mit solchen Außenungen zuweilen den Schleier heben dürfen, der heute das pflicht- und opfervolle Leben der Deutschen nach ihrem eigenen Willen verdeckt. Sie wollen ja nicht, daß viel davon geredet wird, und sie haben damit recht — denn ein Bereden, dieser Art zu leben und zu wirken, ist manchmal nur eine Entwertung. Doch dürfen wir zuweilen auch getrost erfahren, was die eigentliche Quelle des guten Leumunds in unserem Volke ist und was uns unerschütterlich machen kann in der Gewißheit des Sieges.

Hauptchriftleiter Gunter d'Alquen, z.Z. Waffen-SS
Verlag: Franz Eher Nachf. GmbH (Zentralverlag der NSDAP), Berlin SW 68. — Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, Berlin SW 68. — Zurzeit ist Preisliste Nr. 8 vom 1. Mai 1940 gültig.

Der gute Leumund

Vorbild und Beispiel

Wir besorgen nicht, jemals übermäßig zu werden. Gewiß, der Beifall könnte verlocken, noch so manchen Außenseiter vor die gnadenlosen Augen der prüfenden Gemeinschaft zu zwingen. Doch wissen wir erstens so viel vom Leben und seinen Verhältnissen, daß Meckerer und boshafte Zwerge immer neben dem großen Zuge eines Volkes einherlaufen werden. Sie sind dem Spott überliefert, und der tödet grimmiger als jede ernste Drohung mit dem Kadi. Mit diesen Schießbudenfiguren wird das Volk allein und ohne viel Federleses fertig — es geht über ihr Geschrei zur Tagesordnung über. Auch sollte man nicht so humorös sein und bei ihrem Anblick gleich üble Folgen wittern.

Die Narren werden nicht alle, und wenn man sie mehr, als ihnen zukommt, beachtet, um so mehr sind sie von ihrem Narentum angetan. Zweitens wird es in einem Volke, wie dem unsrigen, immer Existenz am Rande geben, denen Großmutter Zeiten unvergleichlich besser erscheinen als die eigenen. Sie sind nicht eigentlich bösen Willens, weil sie zumeist überhaupt keinen haben — es vererbt sich so ein Zug von Abseitigkeit und Zeitflucht meist in der Familie, und der Urahm wird zu Friedrichs des Großen Zeiten die Zeit des Großen Kurfürsten herrlicher gefunden haben, als die sieben Jahre Krieg, die ihm mit mancher ernsten Plackerei auf den Hals gekommen sind.

Drittens gibt es dann noch Mitläufer mehr harmloser Art, die von besagten Zeiten des Großen Friedrich als von den heldischen sprechen und sicherlich den Film „Der große König“, der jetzt als ein Bekennnis zum unverlierbaren Geiste unserer Geschichte in den deutschen Theatern gezeigt wird, als ein erschütterndes Dokument preisen. Ohne dabei zu bedenken, daß es ja nicht genügt, einer Epoche zu gedenken, in der alle Kräfte des Herzens für den Sieg aufgeboten wurden, daß es vielmehr verdammte Pflicht und Schuldigkeit ist, sich in der Gegenwart nicht weniger darum zu bemühen, auch einmal ein Beispiel für andere zu werden.

Diese Mitläufer werden zu ungefährlichen Leuten, wenn man nach der Wirkung eines großen Beispiels für die Gegenwart fragt — sie werden umgänglicher, wenn sie hinter der Frage, die sie zunächst als leichten Stich empfinden, eine schlichte und unpathetische Aufforderung zum Mitmachen erkennen.

Wer von einem großen Beispiel erschüttert werden kann, in dem sind auch Kräfte lebendig, die sich mit Nutzen in Werte für unsere Zeit ummünzen lassen, und so ist diese dritte

Gruppe von Zeitgenossen, die sich an unserem Wege zuweilen als schwankende Gestalten bewegen, die versöhnlteste unter den Menschen, auf die wir zuweilen den Scheinwerfer unserer Beobachtung richten, ohne doch von ihren mancherlei Absonderlichkeiten erschüttert zu sein. Daß wir sie niemals auslassen und ihnen immer wieder eine freundliche Ermunterung zurufen, ist nicht so sehr die Sorge, sie könnten sich einmal ungebührlich vermehren, sondern eher die Vorstellung, daß sie es uns einmal danken werden, sie aus ihrer Gedankenlosigkeit herausgerissen zu haben.

Und weil wir meinen, daß auch in dem Verbotesten sich einmal der Wunsch regen muß, angesichts des unvergleichlichen Beispiels, das unser Volk in seiner Gesamtheit heute gibt, zu seinem Teil an der Kameradschaft dieses Volkes teilzuhaben. Diesen wollen wir sagen, daß jede Entscheidung für das Volk, für sein Schicksal, für seine Zukunft immer als Gabe angenommen wird, wenn nur die Entscheidung ganz und ungeteilt erfolgt. Wir leben ja alle nicht unser Leben, um den einen oder anderen, der abseitige Wege gegangen ist, zu verdammten. Wir wollen ihn von den alten Scheuklappen erlösen und ihm den Platz zeigen, an dem er seines Lebens wieder froh werden kann. Denn welcher Mann, welche Frau, in deren Herz sich auch nur der Funke eines Gefühls für das leidenschaftliche Ringen unseres Volkes um seinen Sieg bewahrt hat, könnte je sich von diesem Ringen abwenden, ohne im tiefsten vor dem Schatten zu schaudern, in den ihre Abkehr sie stellt.

Und wer nicht mehr schaudern kann, ist wie der andere, dem das Ergriffensein als eine jugendliche Narrheit erscheint, schon ohne Leben und bedarf keiner Ermunterung mehr.

So wie wir selber stolz sind, unseren guten Leumund aus dem Beifall der Redlichen über die Ausmerzung der Unredlichen zu erfahren, wie wir Ermutigung und Verpflichtung gewinnen aus der immer erneut erlebten hohen und edlen Art in der Natur unseres Volkes, so sehen wir auch bei jedem einzelnen in unserem arbeitenden, kämpfenden, marschierenden Volk das Verlangen tätig, einen guten Leumund zu besitzen.

Man will ihm nicht, weil es Mode geworden wäre. Auch dann wäre es nicht einmal ein schlechtes Zeichen, denn die gute Mode, die sich allen mitteilt und an der jeder teilhaben will, zeugt von einem durchgebildeten Geschmack, der sich Anständiges oder nur auf Effekthascherei Bedachtes verbietet.

Nicht erzwungen

Aber man kann überhaupt die seelischen Werte, die hier um Ausdruck ringen, nicht auf der Ebene des guten Geschmacks zur Sprache bringen — das verbietet die Substanz dieser Worte. Sie sind vorhanden — sie werden gelebt in einem Ausmaß, in einer Begeisterung, in einer rücksichtslosen Preisgabe jeden persönlichen Vorteils, daß wir manchmal um ihre Verschleuderung besorgt sein müßten, ginge es nicht wie in diesen Jahren um Leben und Zukunft des Volkes. Ja, daß sie überhaupt in einer so grenzenlosen Hingabe, drängend und ungestüm, nicht zu spät zu kommen, dem Schicksal dargeboten werden, das ist wohl nur aus der Ahnung heraus zu begreifen, die alle bewegt, es gehe in diesen Zeiten in Wahrheit nicht nur um das Glück unserer Generation und ihres Lebens- und Daseinrechtes, sondern um das Schicksal aller Ungeborenen unserer Art. Keiner will einer unredlichen Handlung bezichtigt werden — wir sehen von den schiefen und durch Mahnungen immer wieder gefestigten Zustand, aus dem Entscheidungen wachsen — er ist ein Ausdruck jener einfachen, schlichten Treue zu sich selbst und der Abneigung gegen faule und anrühige Daseinsformen. Er ist ganz einfach das gute Blut, das den Schauermann im Hamburger Hafen, den Kumpel im Ruhrgebiet, in Oberschlesien, den Bergbauern, die Arbeiter und Beamten jeder Leistungsstufe ihrer Arbeit mit sauberen Händen nachgehen läßt.

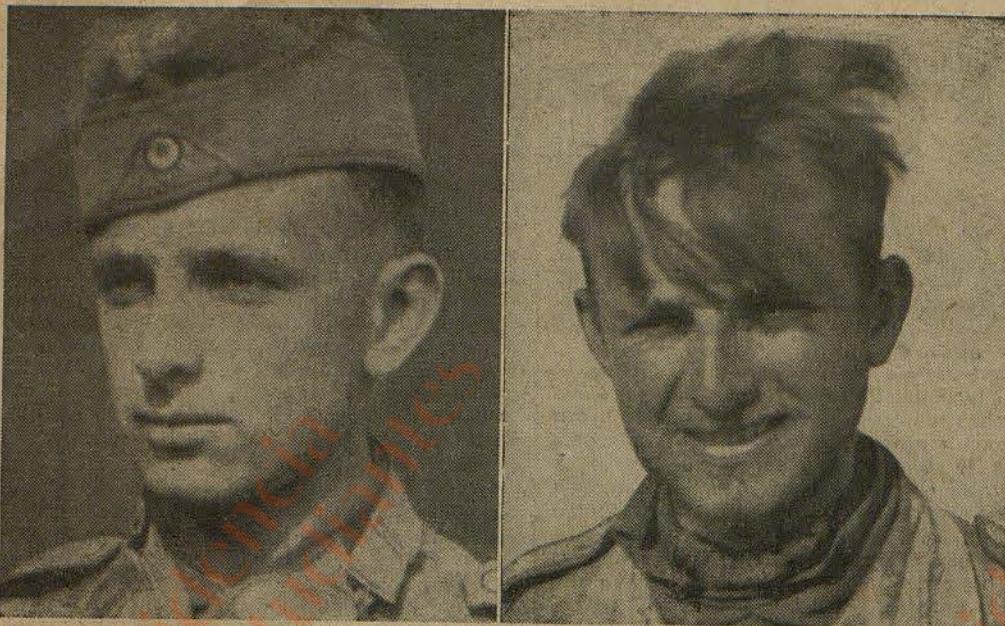
Daß es faule Köpfe gibt, wissen diese Männer sehr gut, daß sie sich nicht ausbreiten, dafür sorgt ihre Immunität gegen die Giftstoffe, bei den Älteren, die den Ersten Weltkrieg gemacht haben, wohl auch die Erinnerung an ihre eigene Schützengrabenzeit, an die Flüche auf die Etappe, mit denen sie damals ihren bedrangten Herzen sooft Luft machten und die sie den Jungen und allen, die jetzt „vorne“ sind, ersparen wollen. Und bei den anderen, die als Facharbeiter in den Rüstungswerken oder den Reparaturwerkstätten hinter der Front ihren aufreibenden Kriegseinsatz vollziehen, schwingt besonders stark ein Gefühl der Kameradschaft mit, wie es kaum eindrucksvoller in dem nachfolgenden Brief eines Gefolgschaftsangehörigen eines Fliegerhorstes wiedergegeben ist:

„Ich hatte das große Glück, als Fahnenträger der Hitlerjugend 1939 auf dem Adolf-Hitler-Marsch die Bahnfahne 410 nach Nürnberg zum Reichsparteitag des Friedens hintragen zu dürfen. In dieser Gewitterschwüle, die da vom Himmel drohte, marschierten wir

scheit, denen die Güter des Lebens auch in Zeiten des Friedens immer nur in schwerer Arbeit zufallen. Hier ist der gute Leumund alles andere als ein von außen her erzwungener und durch Mahnungen immer wieder gefestigter Zustand, aus dem Entscheidungen wachsen — er ist ein Ausdruck jener einfachen, schlichten Treue zu sich selbst und der Abneigung gegen faule und anrühige Daseinsformen. Er ist ganz einfach das gute Blut, das den Schauermann im Hamburger Hafen, den Kumpel im Ruhrgebiet, in Oberschlesien, den Bergbauern, die Arbeiter und Beamten jeder Leistungsstufe ihrer Arbeit mit sauberen Händen nachgehen läßt.

Daß es faule Köpfe gibt, wissen diese Männer sehr gut, daß sie sich nicht ausbreiten, dafür sorgt ihre Immunität gegen die Giftstoffe, bei den Älteren, die den Ersten Weltkrieg gemacht haben, wohl auch die Erinnerung an ihre eigene Schützengrabenzeit, an die Flüche auf die Etappe, mit denen sie damals ihren bedrangten Herzen sooft Luft machten und die sie den Jungen und allen, die jetzt „vorne“ sind, ersparen wollen. Und bei den anderen, die als Facharbeiter in den Rüstungswerken oder den Reparaturwerkstätten hinter der Front ihren aufreibenden Kriegseinsatz vollziehen, schwingt besonders stark ein Gefühl der Kameradschaft mit, wie es kaum eindrucksvoller in dem nachfolgenden Brief eines Gefolgschaftsangehörigen eines Fliegerhorstes wiedergegeben ist:

„Ich hatte das große Glück, als Fahnenträger der Hitlerjugend 1939 auf dem Adolf-Hitler-Marsch die Bahnfahne 410 nach Nürnberg zum Reichsparteitag des Friedens hintragen zu dürfen. In dieser Gewitterschwüle, die da vom Himmel drohte, marschierten wir



RUNEN DES KRIEGES

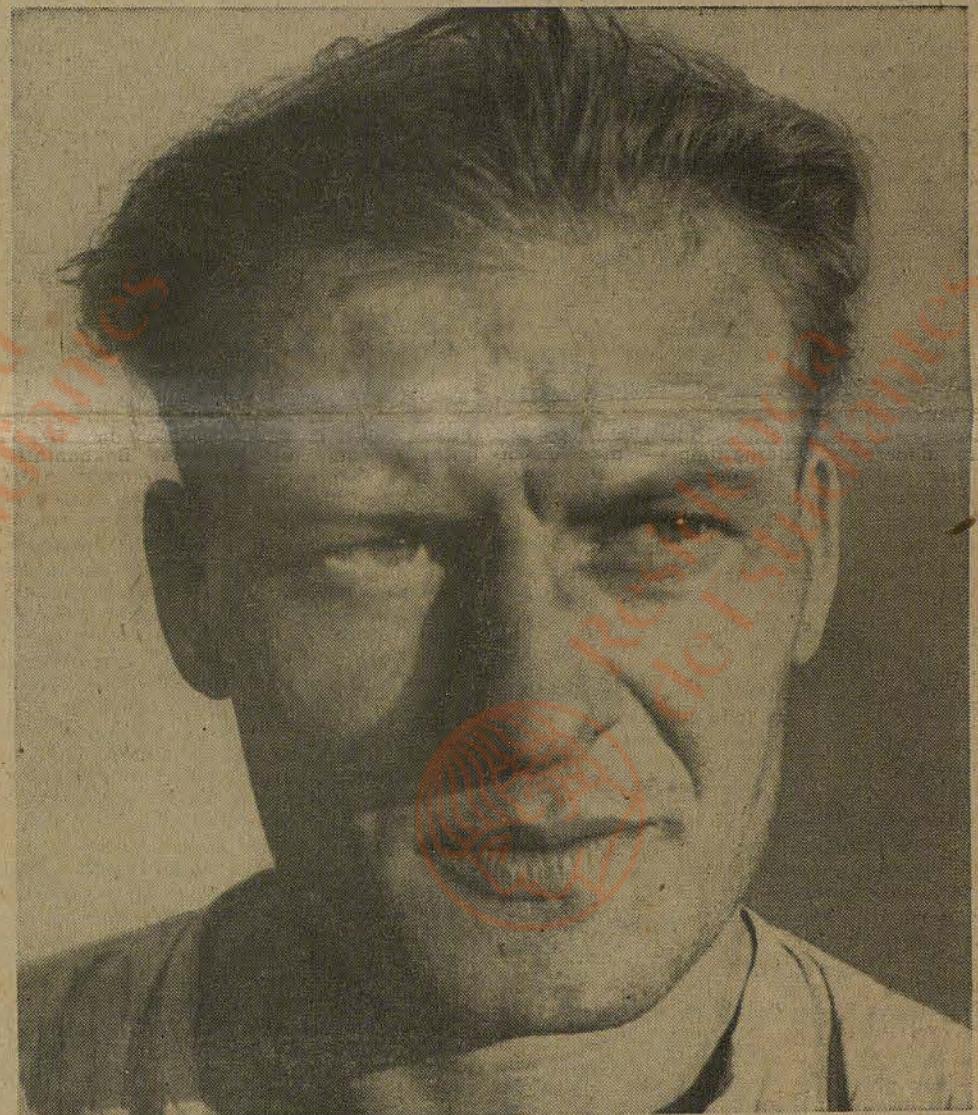
Kein Wort kann so mächtig sein, daß es die Rune des Schicksals im Gesicht eines Mannes zu deuten vermöchte. Sie spricht sich selber aus; sie ist eine stumme und doch unüberhörbare Sprache der Mächte, die die seelische Kraft eines Menschen erproben. Sie sagt aus über Bereitschaft und Willen, der Zerstörung zu widerstehen, die von außen her droht und die immer zum geheimsten Sitz des Lebens vorzudringen versucht. Manchmal tritt uns ein zerrissenes Gesicht aus der Gemeinschaft entgegen, die mit und um uns um Entscheidungen ringt: wir sehen das Auge gleichsam in einen

trüben Schatten gesunken, wir ahnen aus regellos fliehenden Linien die Zerstörung, die Gewalt gewonnen hat.

Wir sehen auf einem anderen Gesicht Stirne, Augen und Mund von Schatten und Furchen umlagert und spüren doch, wie der Wille heraufsteigt aus der Tiefe des mutigen Herzens, wie tief im Auge Beständigkeit und Treue wohnen, wie der Trotz die Lippen schließt und doch wie von innen her der stille Glanz des Unversehbareren, das im Herzen sich bewahrte, über die Stirne eine gelassene Heiterkeit breitet. Wer sie so sieht, die Männer und Frauen unse-



Aufnahmen: H-PK-Kriegsberichter Roth (1), H-PK-Kriegsberichter Ahrens (1), Scherl (3), Dr. Weskamp (1), Privat (2)



res Volkes, und die stumme Sprache ihrer Gesichter zu lesen versucht, der fühlt sich tiefer und unbedingter mit ihrem Ringen verbunden. Wir denken an die Jahre zurück, in denen sie sich zum erstenmal nach langen bitteren Zeiten der Lebenserhoffnung erschlossen, in denen ein neuer Wille, eine neue Festigkeit die alten Zweifel überwand. So — auf dem neu gewonnenen Grund der Lebensversicht — trat unser Volk in den Zweiten Weltkrieg ein. Es hat sich mit einer ernsten Leidenschaft seinen Notwendigkeiten ergeben, früh wächst die Jugend in den Pflichtenkreis eines opfervollen Lebens, tiefer ist der Glaube der Männer und Frauen unter dem Meißel des Krieges als ewige Spur in die Gesichter geprägt.

Dort, wo der Krieg am unmittelbarsten seine Gewalt offenbart, wo im Feuer die letzten Schlacken ausgeglüht werden, dort tritt auch das entschlossene, in seine Zukunft gewandete Gesicht unseres Volkes in seinen reinsten Linien hervor. Dort ist eine gesammelte Kraft des Lebens und seines Willens, zu dauen, in den Gesichtern vereint: wir meinen das Herz schlagen zu hören, wie es die Kräfte des Glaubens immer wieder in die Gesichter entsendet. Wir verhalten, erschüttert und doch von der Leuchtkraft der Augen erhoben, die uns aus dem Bilde des Frontsoldaten entgegensehen, mahnend undfordernd, Zeugen der verwandelnden Macht des Krieges, der das Edle und Dauernde über das Vergängliche des Lebens erhebt. In diesen Gesichtern wohnt der Sieg!

Deutsche Kunst – eine Geheimbündelei?

Dem einen oder anderen wird noch das verschollene Requisit der Bartracht vor dem Ersten Weltkrieg – die Bartbinde – in Erinnerung sein: ein durchsichtiges Gewebe mit Leder- oder Leinenecken, das, mit Sorgfalt um die hochgezwickelten Enden des Schnurbarts gedrückt, seinem Träger das morgendliche Frühstück erschweren half; war doch die Kaubewegung der geglätteten Ruhe der Bartspitzen äußerst verderblich und damit auch der Mühe des Bartbindens. Die Bartbinde war eine Voraussetzung der männlichen Entscheidlichkeit, der Zeit und ihren Verhältnissen mit einer hochgezwirbelten Leidenschaft zu begegnen, sie gab ihren Trägern eine komische Note, aber da diese Note Gemeingut war, empfand sie kaum jemand als etwas Außergewöhnliches, dem Zeitgefühl Widersprechendes: sie war eine Entsprechung der Zeit, und wenn Äußerlichkeiten zuweilen die Neigung haben, sich zum symbolischen Ausdruck eines inneren Zustandes zu entwickeln, dann war die Bartbinde hierfür der sprechendste Beweis.

Die gleiche, mit Hilfsmitteln solcher Art erzwungene Darstellung der männlichen Kraft bestimmte den Stil anderer Lebensäußerungen vor dem Weltkriege; es fällt schwer, keine Satire zu schreiben, wenn wir die ekstatischen, immer in einer weihevollen Geistigkeit dahinschreitenden Jünger des literarischen, des künstlerischen Lebens beobachten, deren Leidenschaft einer Form ohne Inhalt galt, die das, was wir als deutsche Kunst und deutsche Bildung in ihrer Lebendigkeit für alle erfahren und uns erstritten haben, zu einer dunkel umtönten Geheimwissenschaft erhoben und doch nur einen Fassadenschmuck gestalteten, hinter dem das eigentliche Leben unruhig, drängend, ungewiß und ungeführt seinen eigenen Weg ging.

Gesicht der Revolutionäre

Die Bartbinde ist gefallen, und damit verloren die hochstehenden Schnurbartenden ihre Stütze; das Gesicht des Deutschen ist aus dem Ersten Weltkrieg anders geprägt, von einer neuen Härte, aber auch von einer tieferen Innerlichkeit geformt, hervorgegangen. In den Jahren nach dem Kriege verwischte sich vieles von dem strengen und düsteren Glanz, der ihm aus dem Schatten des vielfältig drohenden Todes zugekommen war; man empfand im Nachkriegsgesicht etwas vom verzweifelten Aufbegehren gegen die Drohung des Untergangs, wir sehen wohl lässig und schlafende Gesichter, aber es scharft sich auch immer stärker die Linie des Aufständischen, des Rebellenlums in das deutsche Gesicht ein. Entschiedenheit und Trotz sammeln sich in den hart zugreifenden Augen, eine Spannung, aus Wille und Leidenschaft, Traum und Sehnsucht gemischt, lässt das Gesicht mit erschreckender und doch mitreißender Offenheit die Macht der Revolution ahnen, die sich vorbereitet.

Nicht alle Gesichter tragen diesen Prägestempel der neu sich entfaltenden Kraft, und lange noch sehen wir auf mancher Stirne die Müdigkeit des 19. Jahrhunderts dämmern, die aus der Erschöpfung der Substanz wächst, die sich ohne Führung weiß. Das ist ein natürlicher Vorgang, denn die Träger der neuen Kraft nähren sich ja nicht aus den Stimmen ihrer Gegenwart heraus, sie sind nicht einfach nur an einer großen, das ganze Volk mitreißenden Bewegung beteiligt, sie sind selbst Väter und Erschaffer der Revolution, und sie können nur als Einsame, dem Heroischen und seiner Verpflichtung Unterworfen sich selbst gestalten als Wegbereiter, als Vorkämpfer, bis ihre Leidenschaft die Lethargie der Vielen, der Massen zerbricht, bis bei den einzelnen in den Massen wieder ein Gesicht nach dem anderen erwacht.

Aus den einsamen Vorkämpfern ist eine Gemeinschaft geworden, den wenigen, die mit ungekränkelten Traditionen brachen, hat sich eine Gefolgschaft gesellt, im wachsenden Maße ist unser Leben von den Gesichtern beherrscht, in denen das revolutionäre Leben seinen Meißel angesetzt hat, das Auge, das sich einmal dem Bilde einer deutschen Erfüllung zugewandt hat, bleibt verschlossen, und seine Leidenschaft erlöscht nicht, mögen auch die Jahre, in denen wir stehen, der Leidenschaft des Aufbruchs etwas Neues zugesetzt haben: den kühlen, prüfenden Ernst, der das Errungene mißt an dem noch zu Erringenden und dem immer Notwendigen.

Die Stimmen derjenigen, die in den Jahren des revolutionären Umbruchs mit drohend erhobenem Zeigefinger die Pforten der angeblich heiligen Güter verteidigten, sind mehr und mehr verstummt. Über das Geschehen und die Anmaßung des Gestrigens ist das nationalsozia-

listische Leben zur Verwirklichung seiner Ordnung vorgeschritten. Die Sorge der anderen, es könnte die Umwälzung wirkliche Werte unterflügen, auf die auch ein nationalsozialistisches Leben nicht verzichten kann, verfliegt angesichts der Distanzierung des nationalsozialistischen Lebens von jedem Geschwätz, von jeder hohen, nur äußerlich sich revolutionär gebenden Äußerung im geistigen und künstlerischen Leben.

Daß letzte Erfüllungen nicht erreicht sind, daß das Dach nicht gerichtet werden kann, ehe die Mauern nicht stehen, weiß niemand besser als der Nationalsozialismus. Daß in einer verhältnismäßig begrenzten Zeitspanne, die vom Antritt der Macht und der Führung bis in die Gegenwart reicht, nichts erzwungen werden kann, was eine Aufgabe des stillreichenden Lebens der Generationen ist, bedarf als Überlegung nicht des Aufwandes an Intelligenz, mit der sich manche Beckmesser in unserem

Volk als Schiedsrichter aufzuwerfen meinen, wohl in der Annahme, es fehle einer Bewegung, die ein Reich neu gegründet hat und heute darangeht, ein neues Europa zu gestalten, die Einsicht, wie das Gegründete sich erhalten lasse.

Hier tritt, wie ein Nachklang der Zeiten, in denen man die Fassaden liebte und die kümmerlichen Hinterhöfe sich verschwieg, das Gespenst der teuerlich schreitenden, mit dem Haupt in Wolkenhöhe ragenden Kunst vor das Volk, geführt von nicht minder erhaben sprechenden und um Gleichschritt bemühten Wortführern. Sie verzichten zwar darauf, sich durch eine außerordentliche künstlerische Kraft hierfür zu legitimieren – diejenigen, die wir zu unseren wirklich großen Künstlern rechnen, wirken ihre Fäden gelassen in unserer Zeit, sie reden und schwadronieren nicht, sondern gestalten, ergripen von dem Geist des Jahrhunderts, ihr gültiges Werk.

Hause des Volkes nicht mehr empfangen. Er wird vielmehr sagen müssen: Ich habe auf seine Langmut spekuliert, daß es vor dem einen glücklichen Werk die geringere Sorgfalt bei den anderen vergessen könnte. Ich habe nicht mehr um meinen eigenen Ausdruck ge rungen, das heißt, immer um den Ausdruck meines Ringens mit den Leidenschaften in meinem Volk. Das ist die Ursache meines künstlerischen Todes und damit meines Ver gessens.

Wir haben vor einigen Wochen in diesen Blättern die Lebensform eines im hohen Sinne des Wortes künstlerischen Lebens charakterisiert: die des jäh von uns gegangenen Folgen des Führers, des Gestalters unserer Strafen, unseres Westwalls, unserer Rüstung, des Reichsministers Tod! Welch ein Leben der unpathetischen Pflichterfüllung außerhalb des Strahlenkreises der öffentlichen Bewunderung und doch im Dasein des gesamten Volkes als etwas Unersetzbare begriffen. Hier war eine der hohen und beispielgebenden Vollendungen von Leben und Werk erreicht worden, das sich dem äußeren Beifall entzieht, um ruhend in der Treue zum Werk, still im Glauben an das Notwendige, leidenschaftlich eingewurzelt in die geheimnisvolle Lebenskraft des ganzen Volkes, Unvergängliches zu wirken.

Gilt dies nicht vor allem für die Jahre, in denen neue, mächtige Erschütterungen über unsere Seele kommen? Da ist der Krieg, und da stehen seine Mächte auf, seine Stürme gehen über unsere kleinen Empfindungen hinweg. Jetzt erst beginnt der Umriß unseres Jahrhunderts sich mit Blut und Leben zu füllen, jetzt erst wird auch im Letzten das große Drama sichtbar, zu dem wir aufgerufen sind, nicht mehr Leidende, sondern Handelnde. Altes Schicksal und neue Berufung sind in unsre Hand gegeben: was werden die Künstler daraus machen?

Und die Künstler?

Werden sie einen pathetischen Kommentar schreiben? Werden sie mit Lyrik antworten, so wie sie die Sterne und den Wind, die Gräser und die Blumen besungen haben? Werden sie den Stimmen, die an den Fronten Europas jetzt nur die ehrne Sprache des Krieges reden, einmal die Antwort geben auf die Fragen, die ihnen vor dem furchtbaren werdenden Angesicht des Krieges aufgestiegen sind? Und die sie zunächst doch nur selber sich suchen müssten, indem sie mit den alten Urworten Glaube, Treue und Ehre an die verschlossene Welt klopften? Werden sie, zurückgekehrt, schon das Bild ihres einsam kämpfenden Lebens eillertig gezeichnet, gemalt, gedacht und geformt vorfinden, ehe sie selbst ihre schweren dunklen, ihre klaren harten, ihre hellen siegenden Stimmen erheben können?

Es mag manches Werk in diesem Kriege gestaltet werden, das den Anspruch der Gültigkeit erhebt. Richten wird die Zeit nach dem Kriege, und richten wird der Soldat. Das eine ist gewiß, daß an den Werken, die vor dem Spruch der Soldaten bestehen werden, jetzt auf den Schlachtfeldern schon gemeißelt und geformt wird, schwiegend und ohne daß eine Hand erhoben wird. Hier werden die neuen Grenzen der Welt, aber auch ihr Inhalt gesehen und damit die Notwendigkeiten.

Damit sagen wir nicht „nein“ zu den Skizzen zu einem großen Gemälde des künstlerischen Lebens, das sich für die Zeit nach dem Kriege vorbereitet. Wir brauchen sie wie ein Tagebuch des Lebens, damit die Stufen der Empfindungen, die uns in der Begegnung mit dem Elementaren bewegen, gegenwärtig bleiben. Wir stellen in die erste Reihe der Männer, die das Recht der Skizze für sich in Anspruch nehmen dürfen, die Kriegsberichter an allen Fronten Europas. Was aus ihren Händen schon im Kriege wächst, sei es Erzählung, Gedicht oder Zeichnung, sei es der künstlerisch geformte und mit der Verantwortung gegenüber den kämpfenden geschriebene Erlebnisbericht – hier ist die große handwerkliche Vorarbeit in die Hände von Männern gegeben, die das Lager, die Opfer und den Tod der kämpfenden Frontsoldaten teilen.

Wenn dieses Tagebuch des Lebens im Kriege einmal abgeschlossen sein wird, dann wird auch erkennbar werden, wie jede Andeutung einer Fassadenkunst, jedes Mißtrauen in eine Geheimbündelei des künstlerischen Lebens vor seiner Sprache vergehen wird. Drama und Epos, Lyrik und Ballade, Bild und Plastik werden den heiligen Sinn dieses Krieges wiederholen, und nichts wird durch Zusätze und Arabesken verschön, gemildert, abgeschwächt zu werden brauchen: diese Aussagen über den Krieg sind erfahrene und erstrittene Wahrheiten, um die ein ganzes Volk sich auf die Suche begab. Es hat darum sein bestes Blut gegeben, es gebührt ihm, daß sein Kampf, sein Leben und seine Träume in Werken Ausdruck finden, die frei sind von jeder Effekthascherie, um so näher dem ewig zur Ehrfurcht bereiten Herzen des Volkes zu sein.

Wer spricht das Urteil?

Es sind immer nur die Auchbeteiligten, die halben „Genies“, die mit bitterem Hohn ihr „Verkannte“ notifizieren und dann wutschnaubend den Zeitgeist verdammen, der über ihre Werke mit Sturm und Hagel kommt. Sie sprechen vom Versagen der deutschen künstlerischen Kraft, von der Mittelmäßigkeit seiner Malerei, vom Nachlassen der schöpferischen Kräfte im Drama, vom Überwiegen der Artistik in jedem der Bereiche, in denen das künstlerische Leben unseres Volkes sich seinen Ausdruck sucht. Man brauchte sie nicht wichtig zu nehmen, aber da sie in ihrem erborgten Kunsthof von ahnungslosen Unbeteiligten zuweilen wichtig genommen werden und eine seelische Grundhaltung in unserem Volk, — jenes schon erwähnte starre Festhalten an Traditionen und ebenso jene durchaus noch nicht überwundene Vorstellung, daß die Kunst sich nur stzielend und im Gewande einer gewissen Feierlichkeit zu bewegen habe, — den mäkelnden Schwätzern Entgegenkommen zeigt, ist hierzu manchmal etwas Grundsätzliches zu sagen.

Die große Orgel der Bachschen Fuge hat zum kleinen, oft verachteten Bruder die Drehorgel, die früher die Moritat und heute deren legitimen Nachkommen, den Schlager, auf allen Gassen spielt. Die Bachsche Fuge löst den einen aus Last und Bedrückung seines täglichen Daseins und führt ihn in den Raum, wo er frei und erhoben den königlichen Gleichklang seines Lebens mit einem ewigen Gesetz erkennen darf.

Aber auch dem Sänger des Schlagers, der die Kurbel seiner Drehorgel betätigter, werden aus den Fenstern die kleinen Geldstücke zugeworfen: die in Münze umgesetzte Freude über einen leichten Klang. Diejenigen, die im festlichen Raum sitzen, und die anderen, die auf den Straßen oder an anderen Orten einem schnell verwehrenden Lied horchen, sind nun nicht wie getrennte Lager eines und des gleichen Volkes anzusehen, jedem steht ja die Entscheidung frei, das eine oder das andere als Schriftsteller seiner Empfindungen und Gedanken zu wählen, hier oder dort den Trost zu gewinnen, dessen er bedarf.

Diese Lehre wird von keinem eindringlicher unterstrichen als von dem Frontsoldaten. Hier wird das Leben ja tatsächlich in tiefen Bewußtseinszonen erschlossen, weil die Fragen nach Leben oder Tod eindringlicher als sonst irgendwo gestellt werden. Wie hier entschieden wird, das hat mehr Gültigkeit als jedes gelehrt Abwägen, wie sich die Kunst darzustellen oder mitzutun habe. Hier wird auch am entschiedensten verneint, daß die Kunst eine Geheimwissenschaft zu sein habe, deren man sich nur mit delphischen Urworten

versichern dürfe. Der wesentlichste Vermittler des künstlerischen Lebens ist hier das Rundfunkgerät, und je „mozartischer“, je heiterer sich hier die Kunst darbietet, je weniger sie schreitet und ihre pathetische Maske vorhängt, um so eindeutiger ist das Bekenntnis. Das heißt niemals, daß der Anspruch an das Heitere zugunsten des nur Unterhaltsamen oder Burlesken entwertet werden könnte.

Nichts wird mit grimmigerem Hohn begrüßt als das Triviale oder Sentimentale, das aus einer Verkennung der Gefülslage des Soldaten vermittel wird, während ein das Ohr und die Phantasie gleichermaßen erheitender Gesang, ein Gedicht, eine Erzählung immer den Wunsch nach dem Mehr auslösen. Heiter heißt dem Soldaten durchaus nicht immer lustig oder zwergfellerschüttend, auch in anderen Schöpfungen, die gelassen und unaufdringlich Lebensgüte und Lebensernst an ihn herantragen, erkennen er jene echte überwindende Heiterkeit, die immer aus dem Bann der täglichen Umgrenzungen heraushebt, wenn sie nur gemeistert ist.

Auf diese Stimmen der Soldaten muß die Kunst horchen, wenn sie vor den Vorhang tritt. Damit ist das erste Grundsätzliche gesagt: sie muß sich immer wieder aus der Mitte ihrer Hörerschaft heraus erneuern, sie kann niemals auf dem Kothurn einer weihevollen Tradition ein Heimatrecht gewinnen, es sei denn, sie habe eine Vorliebe für interessierte Zirkel, wo man bei dünnchaligen Teetassen über das Problem der Linie im Werk des Bildhauers X. oder den tragischen Konflikten im Drama des Dichters Y. Erörterungen pflegt. Kunst ist eine Verlautbarung des aktiven, drängenden Volkswillens, sich selber in seinem Glück und seiner Not zu gestalten, auf Bühne und Podium muß das Bild seiner Welt erstehen, ein oft erfahrenes und erlebtes, das jetzt im Wort oder Klang seinen befreienden Ausdruck findet.

Heißt das, die Kunst dem Urteil einer widersprüchvollen Menge überantworten? Demjenigen, der diese Frage mit Grausen bejaht, wäre zunächst einmal die Gegenfrage zu stellen, wer in diesem Falle zur Menge zählt. Er wird auf die anderen verweisen, auf eine undefinierbare graue, anonyme Masse, und empört die Unterstellung zurückweisen, daß er selber zu dieser oft zitierten Menge gehört. Die Menge spricht und konsolidiert ihr Urteil – so paradox es klingen mag – viel stärker in den kleinen Zirkeln der Belesenen, die der Rede des Kunstwerks ihre eigene Gegenrede entgegenhalten. Das Volk urteilt naiv, begeistert, ungekünstelt, seiner Empfindung gemäß, und wird erst durch kunstkritische Analysen in einen Zustand der Befangenheit gegenüber dem Kunstwerk versetzt.

Versager und Vollender

Nun kann allerdings – und damit sei das zweite Grundsätzliche erwähnt, kein Kunstwerk in seinem wirklichen Wert geschmälert oder erhoben werden aus dem Urteil der Zeitgenossen heraus, wenn es nur die Gesetze des Ewigen gültig in sich bewahrt, wenn es nur der tiefsten Lebenssehnsucht des Volkes den jeder Dumpfheit, jedem Tasten, jeder experimentierenden Formensucht entrückten Seelengehalt erschließt. Wenn wir darum sagen, die Kunst muß sich dem Volke stellen, so sind Schöpfer und Werk nicht einem Zwang unterworfen, sondern in der unerhörten Freiheit, das ganze Leben des Volkes in ihrem Werk Gestalt werden zu lassen, ohne jede Konvention nur dem einen verpflichtet: der Ewigkeit des Volkes, die zu wirken ihr Beruf ist. Jedes Versagen wird vom Volk selbst mit Schweigen und raschem Vergessen erwidert, darum ist ein Versager, der aus dem Urteil einer belebten Menge heraus zuweilen einen zeitlichen Glanz gewinnen mag, am Ende doch immer ein Versager, und ein anderer, der von den Belesenen bespöttelt wird, ein Vollender; die Besorgnis aber, daß dieses oder jenes nur halbgeglückte Werk stilbildend wirken könnte, gleich einem müden Verzicht, sich der Mächte zu vergewissern, die unser Jahrhundert schon zu prägen begonnen haben.

Wir sagten, daß die Kunst ihre Lebensspannen braucht, um zur geprägten Form der Leidenschaften hinzufinden. Vor dieser Voll-

endung steht die ewige Niederlage des Künstlers, der jedes vollendete Werk vor dem folgenden, zunächst nur erahnten, zurücktreten sieht und vor der vollendeten Gestalt des neuen das Unvollendete des eben fertig gewordenen schmerzlich empfindet. Das ist ein Schicksal des Künstlers, dem keiner entlaufen darf, mag er auch den Beifall seiner Zeit haben, die weniger als er den Abstand empfindet, den der wahre Künstler immer zum Vollendeten empfindet.

Den Mut zur Schublade und den Mut zu den vollen Händen hat man das auf der letzten Dichtertagung in Weimar genannt. Diese Grundstimmung ist dem Künstler der Gegenwart nicht immer zu eigen – hier wird oft die großzügige Art des Staates und der Bewegung verkannt, die den verheißenwollen Ansatz um seiner Entwicklung willen bejaht und fördert, aber den letzten Kampf um die Vollendung dem Künstler nicht abnehmen darf und kann. Sie, Staat und Bewegung, wollen ja nur den Lebensraum öffnen, in dem der Künstler sich mit seinem Volke verständigt, sie können aber keine Versicherung übernehmen, die die lässig gewordene und zur Konvention erstarrte Kraft schützt.

Auch hier ist die Freiheit des Künstlers, sich zu entscheiden, in einer neuen Form begründet und geschützt, und niemand wird kommen dürfen und sagen: Ich habe dem Volke mein Bestes gegeben, und plötzlich werde ich im



Mit NIVEA gepflegte Haut ist geschmeidig, glatt und wetterfest.

der Mann mit dem Wäschebüntel....

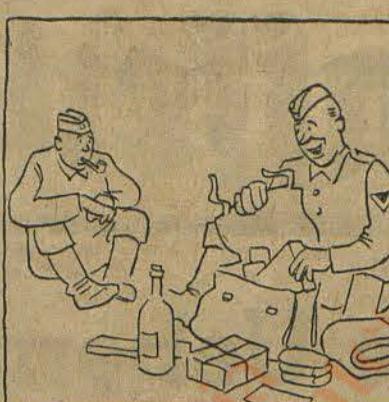
VON WALDL



Mensch, und dann bin ich in Minsk ins Varieté gegangen. Da war 'n Zauberer da.



der hatte 'n Zylinderhut und einen Stab. Dann sagte er „Hokusokus“



kloppte mit seinem Stab auf den Hut und du hast einfach keine Ahnung.



was der Kerk alles aus seinem Zylinder hervorzauberte...



... war einfach toll!!!

Der Stimmungsmacher

In Wuppertal waltet eine weibliche Witwe ihres weihevollen Amtes. Sie besitzt ein schwarzerändertes Unternehmen des Namens „Pietät“, und man sollte meinen, daß der Anblick und das Erleben viel menschlichen Leidens ihr Herz weich gestimmt hätten.

Im Mietsraum jener pietätvollen Dame wohnte auch die Kriegerwitwe Berta Sch. Ihr Mann war schon im Ersten Weltkrieg gefallen, und sie schlug sich mit ihren drei Kindern durchs Leben. Erst in den letzten Jahren wurde ihr, da ihre beiden Söhne erwachsen waren und ihre Mutter unterstützten, ein etwas geruhiger Lebensabend zuteil. Dann kam der neue Weltkrieg, und die beiden Söhne wurden eingezogen. Nun war sie im wesentlichen wieder auf ihre Rente angewiesen. Es reichte gerade so hin, wenn keine zusätzlichen Belastungen eintraten.

"Rechts"-Ansprüche

In den kalten Dezembertagen des Jahres 1940 geschah das Unglück. Im Hause der Pietät platzten verschiedene Wasserrohre. Es ist nie genau festgestellt worden, ob das Wasser, das die Wohnung einer unter der Witwe Sch. wohnenden Mieterin mit einigen Flecken verunzierte, aus der Badestube der Witwe oder aus der darüberliegenden Waschküche kam, obwohl die Rechtsgelehrten Zeit und Mühe fanden, hierüber einen dicken Akt anschwellen zu lassen. Wäre das Wasser aber aus der Waschküche gekommen, so hätte die pietätvolle Hausbesitzerin den Schaden, der auf 65 Mark beziffert wurde, tragen müssen.

Und dies war der wesentliche Grund, weshalb das Wasser doch nicht aus der Waschküche, sondern aus der Badestube der Witwe Sch. gekommen sein mußte. Da aber die Witwe Sch. nicht ohne weiteres willens, vor allem aber auch nicht fähig war, die geforderte Summe aufzubringen, trat nunmehr der Rechtsanwalt Dr. I. in Aktion.

Es sei vorweggenommen, daß es diesem tüchtigen Manne gelungen ist, gegen die Kriegerwitwe ein vollstreckbares Urteil zu erwirken. Sie war seinem Aufwand an Verdrückungskünsten, an Verdächtigung und Verächtlichmachung der Zeugen, an übler Nachrede und schon allein seiner arbeitsmäßigen Leistung — der vorliegende Akt wiegt genau 225 Gramm — nicht gewachsen.

Es gelang auch, die „Schuldsumme“ von 65 Mark auf 160 Mark anschwellen zu lassen. Da die Witwe nicht zahlen konnte — denn der Betrag war doppelt so hoch wie ihre Monatsrente — wurde sie gepfändet. Aber sie fand kameradschaftliche Hilfe bei der NS-Kriegsopfersversorgung. Die pietätvolle Prozeßgegnerin und ihr Rechtswahrer scheuten sich nicht, das Geld aus öffentlichen Fürsorgemitteln in Empfang zu nehmen. Sie legten es zum überigen.

Einen Monat später fiel der ältere Sohn der Witwe Sch. im Kampf gegen den Bolschewismus. Jetzt mußte die Witwe ihre Wohnung aufgeben und eine kleinere beziehen, sich weiter einschränken. Die NSKOV. und die Kriegsfürsorge helfen ihr.

Aber unter all den Menschen, die sich um sie bemühen, sind auch wieder die Dame Pietät und ihr Rechtsanwalt. Sie haben wieder eine Quelle entdeckt, die sie pietätvoll anzapfen können. Diesmal ist es eine angeblich beschädigte Zimmertür. Vergeblich bemüht sich der Kreisamtsleiter, Frau Shylock-Fastabend, die Pietätsbesitzerin, an die Pflichten der Pietät zu gemahnen, die man einer alten Frau schuldet, die ihrem Volke den Mann und den Sohn geopfert hat.

Es wird noch schöner!

Frau Fastabend beharrt auf ihrem Schein, der Rechtsanwalt droht mit einem neuen Prozeß, und die NSKOV. greift zum zweitenmal in die Mittel, die an und für sich für andere, eben für wirklich pietätvolle Zwecke bereitgestellt sind. Nichts anders hat das pietätvolle Paar erwartet. Man nimmt das Geld und legt es zum übrigen. Geld stinkt nicht!

Somit wäre der Ablauf des Geschehens vorweggenommen: Es war sozusagen nur die Rahmenhandlung. In diese ist nun die eigentliche Moral von der Geschichte eingebettet. In ihrem Lichte erstrahlt die Rolle, die der Rechtsanwalt I. spielt. Er hätte nur die Interessen seiner pietätvollen Klientin wahrgenommen? Nicht daß er es tat, ist von Belang.

Schuhe wollen Collonil

sondern wie er es tat! Das werden wir gleich sehen.

In dem Prozeß gegen die Witwe Sch. hätte die Zeugenaussage des Sohnes Bedeutung erlangen müssen. Als Soldat war er daran gehindert, vor Gericht zu erscheinen. Also gab er seine Erklärungen schriftlich an Eides Statt ab. Nachdem er den Sachverhalt dargestellt hatte, glaubte er auch, auf die sittlichen Hintergründe des Prozesses hinzuweisen zu müssen. Er schrieb:

„Diese Menschen sollten in der heutigen schweren Zeit sich einmal etwas mehr um Volksgemeinschaft und Zusammengehörigkeitsgefühle kümmern und nicht die Herzen der Menschen noch mehr belasten und betreiben, als sie schon sind. Mein Bruder und ich stehen an der Front, mein Vater fiel vor dem Feind am 12. Mai 1915, und meine Mutter steht heute allein da, ohne Schutz und Berater solchen Menschen ausgeliefert.“

Man wird jedes Wort unterschreiben. Es war das mindeste, was gesagt werden mußte.

Der pietätvolle „Rechtswahrer“ aber möchte fürchten, daß diese würdigen Worte ihren Eindruck auf das Gericht nicht verfehlten würden. Flugs schrieb er einen neuen Schriftsatz:

„Die als Zeugenaussage bezeichnete schriftliche Erklärung des Josef Sch. enthält nichts zur Sache, sondern sie dient nur zur Stimmungsmache und zur Propaganda, wobei dieser sich nicht scheut, selbst seinen gefallenen Vater mit hineinzuziehen. Wenn der Josef Sch. erst am 6. 6. 1940 Soldat geworden ist (seine Zeugenaussage stammt vom 27. 2. 1941! S.K.).

dann ist es eine Dreistigkeit, zu behaupten, er stehe an der Front. Der junge Mann hat offenbar noch keine Front gesehen ...“

Der junge Mann, der noch keine Front gesehen hatte, der sein Soldatentum, das seines Bruders und den Heldentod seines Vaters nur zur Stimmungsmache und zur Propaganda angewandt hatte, dessen Aussagen weiter unten als Unverschämtheit und Theaterspiel abgetan wurden, ja, dessen „Vorleben“ gar noch herhalten sollte, die Beweiskraft seiner Aussage zu erschüttern — dieser „Stimmungsmacher“ ist im selben Jahr im Kampf gegen den Bolschewismus gefallen. Er fiel, weil er ausgezogen war, Heimat und Volk, auch das gutgehende Pietätsgeschäft der Frau Fastabend, auch ihren Hausbesitz mit oder ohne Wasserröhre, auch das wohl durchwärmte Büro und das vermutlich nicht kümmerliche Dasein des Rechtsanwalts Igner mit seinem Leben zu beschützen.

Oder fiel er doch nur zur „Stimmungsmache“? Vermutlich ist es so. Denn alles, was unser Gefühl bewegt, alles, was uns die Kraft gibt, in diesem Kriege zu bestehen, alles, was uns die Pflicht aufgibt, einander in kameradschaftlicher Hilfe beizustehen, ist Stimmungsmache gegen die zundertrockenen, erbärmlichen Shylocks, die den großen sittlichen Forderungen der Zeit ihre „Rechts“-Ansprüche, ihre errechnete Raffgier, ihre eiskalt erklügelten Interessen und ihre schonungslose Brutalität entgegenstellen.

Aber wir werden sie in unserer Stimmungsmache erstickten.

Das Wunderkind

Die Zeitschrift „Die Bühne“ empfing folgende Anfrage einer Berliner Mutter:

„Ich habe einen hübschen, geistig regen Jungen von sechs Jahren. Wo melde ich mich mit ihm für Bühne und Film? Welche Wege sind hierzu erforderlich? Bitte um klare Antwort.“

Es gibt so viele Mütter mit hübschen, geistig regensamen sechsjährigen Jungen; daß die nicht auch schon auf die Idee gekommen sind! Es ist doch so einfach. Man bringt den Jungen frühmorgens ins Atelier. Der Regisseur sagt ihm, was er tun soll. Der Junge tut's, denn er ist ja geistig so rege, setzt daheim immer schon Vatis Brille auf und macht Tante Emilie nach — zum Totlachen!

Dann wird gekurbelt, und man geht zur Kasse. Es gibt immer 1000 Mark. Unter 1000 Mark gibt es bei Film und Bühne überhaupt nicht. Mutti braucht zeit ihres Lebens nichts mehr zu tun. Vati auch nicht. Mutti kann sich endlich den Silberfuchs kaufen. Vati die Eisenbahn zum Spielen. Und Kinokarten gibt es immer gratis.

Es ist wirklich eine einfache Sache. Und die vielen, vielen Muttis mit den hübschen und geistig regensamen Sechsjährigen denken doch nicht daran. Sie denken immer: das habe noch Zeit und eigentlich müßten doch die Eltern für die Kinder verdienen, nicht umgekehrt. Sie denken immer: wie schön ist doch die Zukunft, die unseren Kindern blüht! Was harret ihrer an Arbeit und Aufgaben? Wie schön ist es, zu wissen, daß sich ihre Fähigkeiten unbeschränkt entfalten werden! Sie sind schon voller Pläne. Sie haben schon hundert Berufe für den Jungen im Kopf. Nur an den so einträglichen und so leicht auszubildenden eines Wunderkindes denken sie nicht.

Weshalb nicht? Wissen sie denn, daß unter tausend Wunderkindern kaum eines ist, das es zu etwas gebracht hat? Wissen sie, daß nur wenige starke Charaktere den allzu frühen Eintritt in die Welt der Erwachsenen schadlos überstehen? Wissen sie, daß der Bedarf an Wunderkindern erfreulich gering ist, daß ohnehin keine Aussicht besteht, derartige Wünsche zu verwirklichen?

Dies alles wissen sie kaum. Sie haben sich überhaupt noch keine Gedanken über die wunderkindliche Eignung ihrer Sprößlinge gemacht und über die „hierzu erforderlichen Wege“. Sie sind durchaus und herzerfrischend normal. Sie haben keinen Vogel und keinen Pieps, keinen morschen Keks im Kopf, nichts, was eine Mutter bewegen könnte, ihr Kind statt ihres Mopses in Dressur zu geben.

sen, und es ist ihm auch von Fachkundigen bestätigt worden, daß die Decke des infolge der Einrichtung der Rettungsstelle neu gebauten Kellers nicht dick genug ist. Trotz aller Vorsichtsmaßregeln sind auch in diesem Winter wieder Frostschäden eingetreten.

Von dem in dem Keller aufbewahrten Abendmahlwein der Kirche sind 17 halbe Flaschen durch Frost verdorben. Wir bitten um Aufmerksamkeit darüber, wie wir dafür entschädigt werden können.

Die Polizei verfügt im allgemeinen nicht über größere Weinvorräte. Wir glauben aber, daß der Notchrei des Kirchenvorstandes viele Volksgenossen, besonders solche aus luftgefährdeten Gebieten, veranlassen wird, reichen Ersatz zu spenden. Denn man mag Opfer an Gut und Leben hinnehmen; daß aber der aus Luftschutzgründen umquartierte Weinbestand des Pastors Kunze Schaden nimmt, — das kann die deutsche Volksgemeinschaft einfach nicht verantworten.



Gut rasiert - gut gelautet!

Herren-Schweinemäster

Zu den derzeit beliebtesten Zeitgenossen zählen die kleinen Selbstversorger: Sie haben irgendwo ein Häuschen, eine Laube, einen Garten. Darin geben sie sich mit viel Liebe und Sorgfalt der Aufzucht eines Borstenbüffels hin. Zwar reichen die Abfälle des eigenen Haushalts nicht aus, Jolanths Appetit zu befriedigen, auch der Garten trägt es nicht. Aber dazu hat man die lieben Nachbarn, denen das Wasser schon im Munde zusammenläuft, wenn sie an die gehaltvolle Wurstsuppe denken und an das Stichfleisch, das nach dem Schlachtfest für sie abfallen wird. Jolanths Frauchen macht Tag für Tag die Runde mit dem Futtereimer, und so gelingt mit vereinten Kräften, was dem einzelnen versagt bliebe. Jolanthe gedeiht, sie rundet sich unter dem Beifall der Gemeinschaft. Und wenn das Ende ihrer Tage gekommen ist, erhebt zwar das Wirtschaftsamt einen statlichen Fleischmarkentribut, aber es bleibt immer noch so viel übrig, daß man Jolanths Erdenwallen in Dankbarkeit gedenkt.

Die Beliebtheit dieser kleinen Selbstversorger hat indessen nicht nur kulinarische Ursachen. Auch die Volkswirtschaft zieht vor ihnen den Hut. Denn sie sind die Alchymisten der Fett- und Fleischversorgung. Sie schaffen Nahrhaftes aus dem Nichts. Durch Fleiß und Arbeit setzen sie Abfälle, die sonst fortgeworfen würden, in Speck und Schinken um.

Geringerer Anlaß zu volkswirtschaftlicher Beliebtheit bieten indessen die großen „kleinen Selbstversorger“. Auch sie mästen ihr Schweinchen, aber sie gehen nicht mit dem Futtereimer reihum, und die fleißige Verwertung mühsam gesammelter Abfälle steht ihnen nicht zu Gesicht.

Sie sind große Herrschaften und sie haben das nicht nötig. So ein Schwein ist doch gar zu schmutzig, und sich seiner anzunehmen, ist Aufgabe der hochherrschaftlichen Dienerschaft. Ist der Herr „Selbstversorger“ aber zufällig Direktor eines Betriebes, so kann es auch geschehen, daß er Arbeiter oder Angestellte des Betriebes mit der Fürsorge für Jolanths Wohlfahrt betraut. Und das Futter? Nun, es wächst nicht auf dem englischen Rasen und nicht auf den kostbaren Blumenrabatten. Kartoffelpflanzungen im Park wären ja auch durchaus unästhetisch. Und zu den Nachbarn gehen und um Abfälle betteln, nein, so etwas tut man nicht, und außerdem wollen die dann etwas abhaben.

Man muß sich also das Futter andersherum besorgen. Was und wie? Ja, das kommt auf die Beziehungen an oder auf die Tauschbarkeit der eigenen Betriebsergebnisse. Jedenfalls wandert manch ein Sack Kartoffeln und manch ein Zentner Roggen oder Gerste in Jolanths Futtertrough, und wenn auch Jolanthe nichts dagegen hat

— ernährungswirtschaftlich ist diese Art der „Selbstversorgung“ nicht zu verantworten, denn sie ist eine Selbstversorgung auf Kosten anderer.

Aus diesem Grunde besteht auch längst schon die Bestimmung, als Selbstversorger könne nur gelten, wer eine eigene Futtergrundlage nachzuweisen hätte. Nur der erhielt die Genehmigung zur Aufzucht von Schweinen.

Das ist schön und gut, aber man vertritt in einigen Gefilden unseres Vaterlandes auch die Ansicht, daß sie abfallen wird. Jolanths Frauchen macht Tag für Tag die Runde mit dem Futtereimer, und so gelingt mit vereinten Kräften, was dem einzelnen versagt bliebe. Jolanthe gedeiht, sie rundet sich unter dem Beifall der Gemeinschaft. Und wenn das Ende ihrer Tage gekommen ist, erhebt zwar das Wirtschaftsamt einen statlichen Fleischmarkentribut, aber es bleibt immer noch so viel übrig, daß man Jolanths Erdenwallen in Dankbarkeit gedenkt.

Es mag ja sein, daß ein Herr Direktor oder sonst ein hochmögender Herr ein angenehmer Verhandlungspartner ist, wenn der Schatten eines Schinkens in freundlichen Kurven auf die Vertragsentwürfe fällt; es mag auch sein, daß sich viele Reibungsflächen kaum besser als mit Speck schmieren lassen. Wir halten dennoch zu der Überzeugung, daß man zwar Herren-Fahrer, nicht aber auch Herren-Schweinemäster sein kann.

SOS aus Bothfeld

Als man vor längerer Zeit daranging, im Stadtgebiet von Hannover Luftschutz-Rettungsstellen zu errichten, wurde eine solche auch in das Pfarrhaus der Kirche zu Bothfeld, Suthelstraße 53, verlegt. Denn erstens erschien das Gebäude hierfür sonderlich geeignet, und dann durfte man wohl auch annehmen, daß eine Rettungsstelle zum Fachgebiet jener Nächstenliebe gehört, wie sie seit des barnherzigen Samariters Zeiten von frommen Männern geübt oder zumindest gepredigt wird.

Man soll aber — auch das ist eine der Frömmigkeit entspringende Weisheit — den Teufel nicht an die Wand malen. Und da es doch geschah, ist dem Bothfelder Pfarrhaus auch auf prompte Weise Schreckliches passiert.

Hierüber berichtet der Kirchenvorstand Hannover-Bothfeld in einem Schreiben an das Polizeipräsidium:

„Schon im Jahre 1940/41 ist von Pastor Kunze, Bothfeld, wiederholt darauf hingewie-

Für die Waffen SS

Gegen zehnfache Uebermacht

SS-PK. . . Die Lage war ernst geworden. Gerade auf dieses kleine Dorf hatten es die Sowjets abgesessen. Die Ortschaft aber hielt eine Kampfgruppe der Waffen-SS mit einigen anderen Wehrmachttellen.

Seit Tagen schon hatten die Bolschewisten angegriffen, allerdings ohne Erfolg. Dann wurden plötzlich die Nachschubfahrzeuge von den Maschinengewehren des Gegners beschossen, und schließlich war es doch so weit, daß die beiden Orte am Brückenkopf von allen Seiten umstellt waren. Ergaben? — Niemals! Sie sollten es erst mal versuchen, die Totenkopfmänner zu überrennen und zu vernichten.

Und sie versuchten es. Zwei Regimenter einer sowjetischen Gardedivision, eine Zerstörerbrigade und zwei Schibataillone griffen von allen Seiten her an — eine zehnfache Übermacht! Ein Ausbruch wäre schon möglich gewesen, aber der Ort sollte ja gehalten werden.

Sie kommen!

Morgens 2.30 Uhr. Übermüdet und vor Frost fast erstarrt, stehen die SS-Posten in der eisigen Nacht. 35 Grad zeigt das Thermometer. Die Stunden wollen nicht vergehen — und der Magen knurrt auch schon wieder. Denn die Rationen sind kleiner geworden, seitdem die Verpflegung und die Munition von Flugzeugen abgeworfen werden muß. Und Munition ist noch wichtiger! Tagelang liegen die Männer nun schon draußen im Freien in der eisigen Kälte des russischen Winters. Seitdem die Häuser durch Artilleriefeuer zerstört oder verbrannt sind, hausen sie in kleinen Schneelöchern, ohne Feuerstelle, nur notdürftig mit etwas Stroh ausgelegt. Länger als eine Stunde darf hier keiner schlafen, sonst wacht er nicht mehr auf.

Ein Maschinengewehr knattert durch die Nacht. Wahrscheinlich nur der Empfang für einen Spähtrupp der Sowjets, der rechtzeitig erkannt ist. Aber jetzt mischt sich ein zweites, ein drittes Gewehr ein, mit langen Feuerstößen. Leuchtspurgeschosse zischen wie feurige Schlangen durch die Nacht. Ein Melder hastet vorbei. Die Sowjets greifen wieder an! Und nun auch noch das dumpfe Brummen von Motoren — Panzer! Von diesen Männern hier gerät keiner mehr in Aufregung — auch Panzer sind verwundbar.

Über das freie Feld vor dem Dorf schiebt sich jetzt eine weißgraue Masse. Umrisse sind noch nicht wahrzunehmen, aber jeder weiß, es sind die Bolschewiken. In ihren hellen Schneehemden sind sie erst auf 20 oder 30 Meter genau zu erkennen. Den Schützen am Gewehr zuckt es in den Fingern, schon auf 200 Meter in diese drohend heranquellende Masse zu schießen. Nein, sie müssen dichter herankommen — jeder Schuß muß sitzen, durch diesen Feuerhagel kommt doch keiner durch. Die Ersten sind jetzt heran, sie laufen schon nicht mehr, sondern gleiten durch den Schnee. Die Flanken-MG. haben schon früher geschossen, nun hämmern auch die anderen los und fetzen ihre Garben in die Reihen der Sowjets. Sie stolpern, fallen, bleiben liegen. Ihr Schreien und Wimmern verhallt in dem Lärm des wütenden Kampfes. Aber noch werden es nicht weniger, immer neue Wellen stoßen von hinten nach, sie klettern über die Leichen der Gefallenen, rennen weiter, bis ein kleines Stückchen Blei ihrem Lauf und ihrem Leben Halt gebietet. Die schmale Sichel des Mondes wirft ein blasses Licht auf die Menschen, die kämpfen, auf die Toten und auf die Sterbenden.

Drei Panzer sind inzwischen die Dorfstraße heraufgerollt, wild in die fahle Nacht hineinschießend. Es sind schwere Brocken, die einen höllischen Lärm machen. Wo ihre Granaten reinhauen, da gibt es Lücken.

Halten bis zum letzten!

Stunden schon dauert dieser erbitterte Kampf. Endlich stoppen die Sowjets ihren Angriff. Von ihren drei Panzern kamen nur zwei zurück. Einen 32-Tonner schoß unsere Flak ab.

Die Sonne ist kaum am Morgenhimml aufgestiegen, als der Kampf von neuem beginnt. Die sowjetische Infanterie wird wieder durch zwei Panzer unterstützt. Der Feind greift mit frischen Kräften an — und unsere Männer sind abgekämpft. Aber auch dieser Ansturm prallt an der todesmutigen Abwehr der Verteidiger ab. Ein Panzer wird durch die Pak abgeschossen, der andere durch einen Treffer im Turm beschädigt.

Um 11.30 Uhr gellt wieder der Alarmruf durch die Stellung — der dritte Angriff. Die Sowjets wenden jetzt eine andere Taktik an. Vier Panzer bringen im Pendelverkehr die sowjetischen Schützen bis unmittelbar vor unsere Stellungen. Aber sie haben sich verrechnet.

Zwei MG. mähen hinein, so daß der Angriff schon im Keime erstickt wird.

Nach zwei Stunden rollen erneut die Panzer heran, um mit einem Stoßtrupp in die Stellung einzubrechen. Aber bevor unsere Pak in Tätigkeit tritt, rollt einer der 42-Tonner auf eine Mine und bleibt bewegungsunfähig liegen. Als die Besatzung ausgestiegen „worden“ ist, springt ein SS-Mann in den Panzer, setzt sich an die Kanone und beschießt die Bolschewiken mit ihrer eigenen Munition.

Es ist Abend geworden; mit zwei Panzern und Infanterie greift der Feind erneut an. Die Männer sind der Erschöpfung nahe. Sie sehen sich an — soll denn das gar kein Ende nehmen! Diesmal kommen die Sowjets so nahe an unsere Stellung heran, daß sie teilweise im Nahkampf zurückgeschlagen werden müssen. Ein Oberscharführer erschlägt nur mit seinem Spaten vier anstürmende Bolschewiken. Der Angriff wird ebenfalls abgewehrt, zumal wieder ein Panzer durch eine Mine auf der Strecke bleibt.

Das waren fünf Angriffe in 16 Stunden, die abgeschlagen werden mußten.

In der nun folgenden Nacht griffen sie nicht mehr an. Aber dafür kam die „Kaffeemühle“, ein sowjetisches Bombenflugzeug, das alle zehn Minuten eine Ladung Bomben über unseren Stellungen abwarf.

Am nächsten Tage stürmten wieder die Massen der Sowjets an, bis in die Nacht; fast pausenlos folgten ihre Angriffe. Für die Verteidiger wird dieses Dorf, das nur noch mit seinem Namen besteht, zur Hölle. Aber der Befehl heißt: „Halten bis zum letzten!“ Und deshalb kämpfen sie immer wieder und schießen, wenn die Sowjets angreifen, und ducken sich, wenn die schweren Granaten hereinjaulen. Mal muß doch auch die Kraft des Gegners erschöpft sein.

Auch bei uns hat der Kampf seine Opfer gefordert. Immer kleiner wird die Zahl der Verteidiger, unter denen sich auch die Männer

einer Sonderkompanie bewähren. Für jeden Schützen wird von Tag zu Tag der Abschnitt, den er zu verteidigen hat, größer —

Der Führer des Pak-Zuges hat noch drei Geschütze, aber für jedes nur noch einen Ladenkanonier. Wenn die Panzer kommen, springt er von einem Geschütz zum anderen und muß selbst zielen und schießen. Vier Panzer erledigt er auf diese Weise selbst!

Der einzige Arzt, der noch lebt, arbeitet Tag und Nacht, um die Qualen der Verwundeten zu lindern. Als das Haus des Hauptverbandplatzes in Brand geschossen wird, können die Verwundeten mit Mühe und Not noch durch die Fenster gerettet werden. Sie beißen die Zähne zusammen und erdulden still ihre Schmerzen.

Die Nerven der Führer und Männer sind bis zum Zerreissen gespannt, lange werden sie es nicht mehr aushalten können. Aber auch die Kraft des Gegners scheint gebrochen zu sein. Endlich kann auch ein Stoßtrupp mit den Verwundeten durchbrechen, nachdem der erste Versuch mißlungen ist. Auch die Angriffe werden seltener, zumal unsere Stukas erschienen sind und fürchterlich aufräumen. Die Leichen der gefallenen Bolschewiken haben sich inzwischen zu Bergen getürmt, das weiße Leinentuch des Schnees hat viele blutige Flecke.

Drei Wochen lang dauerte dieser Kampf, der den Sowjets teuer zu stehen kam. Über 1500 Tote mussten sie liegen lassen, dazu 10 Panzer, Infanteriegeschütze, Granatwerfer und Maschinengewehre. Die Kampfgruppe war noch eingeschlossen, als eines Tages ein Funkruf des Armeegenerals an den Kommandeur der heldenhaften Verteidiger eintraf: „Der Führer und Oberste Befehlshaber hat Ihnen das Ritterkreuz des Eisernen Kreuses verliehen.“

Wenige Tage später konnte dann endlich die Verbindung mit der Außenwelt wiederhergestellt werden.

SS-Kriegsberichter Kurt Schaaf

Ueber 100 Stoßtrupps mitgemacht

Das Ritterkreuz für SS-Oberscharführer Köchle



Aufn.: SS-PK-Kriegsberichter Wittmär

Der Führer verlieh dem SS-Oberscharführer Ludwig Köchle, Stoßtruppführer in einer Division der Waffen-SS, das Ritterkreuz zum Eisernen Kreuz.

SS-PK. Am 22. Juni begann für den Oberscharführer Köchle der dritte Feldzug. Ein Waffengang hob an, in dem Millionen deutscher Soldaten bewiesen, daß sie auch einem vielfach starken Gegner gegenüber, der mit guten und besten Waffen aller Art und Menge ausgerüstet und an Grausamkeit, Hinterlist und Tücke und tierhafter Sturheit bisher unübertroffen war, sich nicht nur gewachsen, sondern weit überlegen zeigten und trotz aller Hindernisse tief ins Feindesland eindrangen. In diesem Kampfe wurde Köchle ein Beispiel echten Soldatentums. Er hat bis zum heutigen Tage, dauernd am Feinde stehend, über hundert Stoß- und Spähtrupps sowie zwanzig Sturmangriffe mitgemacht. In einem furchtbaren Waldkampf wurde er durch Handgranaten splitter verwundet. Trotz der Verwundung blieb er aber bei seiner Truppe. Wegen Tapferkeit vor dem Feinde wurde Köchle mit dem Eisernen Kreuz I. und II. Klasse ausgezeichnet. Aus dem gleichen Grunde und wegen erfolgreicher Stoßtrupunternehmen wurde er zum SS-Oberscharführer befördert.

Was sich in der bitteren Kälte und den eisigen Schneestürmen der vergangenen Wochen ereignete, darüber mögen zwei Auszüge aus Regimentstagesbefehlen hier Auskunft geben: „Am 31. Januar 1942 hat sich ein Stoßtrupp unter Führung des schon mehrfach bewährten SS-Oberscharführers Köchle in Stärke von 1/17 durch ein feindliches Kastenminenfeld an eine Igelstellung der Sowjets herangearbeitet. Die Igelstellung bestand aus sechs Schartenständen und einem schweren Maschinengewehrkampfstand. Der Stoßtrupp brach von drei Seiten gleichzeitig in die feindliche Stellung ein. Nachdem die Sowjets die Aufforderung, sich zu ergeben, mit Werfen von Handgranaten und Maschinengewehrfeuer erwiderten, brach der Stoßtrupp mit der blauen Waffe ein und hatte sich bald vollkommen verschossen. Es kam zu Einzelkämpfen, in denen die Männer des Stoßtrupps mit Gewehrkolben den Feind kampfunfähig machten. Insgesamt wurden sechs Bunker und ein schwerer Maschinengewehrfeststand vernichtet. Ein schweres Maschinengewehr und 30 Gewehre erbeutet sowie zahlreiche Infanteriemunition und weitere Gewehre vernichtet. Ein Gefangener wurde eingekauft. In der Igelstellung selbst wurden 50 tote Bolschewiken gezählt. Weitere blutige Verluste erlitt der Gegner beim Gegenstoß. Der Stoßtrupp hatte nur einen Leichtverwundeten.“

Aus welchem Holz die Kameraden Köchles geschnitten sind, zeigt dann der andere Auszug noch deutlicher. „In der Nacht vom 26./27. 1. 42 hat ein Spähtrupp unter Führung des SS-Oberscharführers Köchle sich durch brusthohen Schnee frontal an eine vorgeschoßene sowjetische Stellung herangearbeitet, ist dann durch ein Drahthindernis hindurch gekrochen und hat schließlich ein Minenfeld überquert. Der SS-Rottenführer Schulz und SS-Sturmann Pletz haben sich bis auf drei Meter an die sowjetische Stellung herangearbeitet und fanden drei Gewehrschützen vor. Da diese sich nicht ergaben, haben Schulz und Pletz die drei Sowjets durch Gewehrschüsse bzw. mit einer Handgranate erledigt.“

Das ist Köchle mit seinen SS-Männern! Stolz klingen die Worte seines Regimentskommandeurs: „Die letzte Woche hat gezeigt, daß der alte Offensivgeist im Regiment ungebrochen ist!“ So steht er vor uns, der Ritterkreuzträger SS-Oberscharführer Köchle, jung und frisch, eben 21 Jahre alt geworden. In Tirol-Vorarlberg ist er als der älteste von drei Brüdern geboren. Sein Vater ist Maurerpolier. Mit 17 Jahren meldete sich Köchle freiwillig zur Waffen-SS und zog dann ein Jahr später bereits als SS-Schütze in den Polenfeldzug. Im nächsten Frühjahr marschierte er mit der SS-Totenkopfdivision nach Frankreich. Als MG-Schütze war er überall dabei. Immer in der ersten Linie.

SS-Kriegsberichter Heinrich Sternberg

Es muß doch Frühling werden

SS-PK. Heute tropft es in den Bunker hinein. Dieses regelmäßige Tropfen trieb uns eher als sonst aus der Erdwohnung. Der Frühling! Wir hoffen es, können aber noch nicht recht daran glauben, denn gestern waren noch 25 Grad unter Null. Wir kratzen das Wachs von den Schi. Welches Wachs paßt für das neue Wetter? In vier Wochen wird die Sonne die Gesichter bräunen. Dann werden wir den Winter vergessen.

Wir sprechen davon, was wir tun sollen, wenn unsere unterirdischen Behausungen ob des vielen Schneewassers nicht mehr zu brauchen sind. Wir werden es hinnehmen, wie wir so manches hinnahmen. Eines wird nie vergessen werden: Wie der Urwald und der arktische Winter Menschen der Großstadt zu Waldläufern formten. Es war ein harter Prozeß. Wer wird jemals vergessen, daß die Schuhe beim Winterkrieg nicht eng und zackig sein dürfen und daß Nägel und Beischlag einen sonst guten Bergstiefel zu einem Eisschrank machen? Wer wird ein zweites Mal in einer eng ansitzenden, schönen Uniform in den Winter ziehen? Wir haben weite und bequeme Kleidung schätzen gelernt. Wir haben gelernt, mit nassem Holz und dem letzten Streichholz des Zuges in acht Bunkern Feuer zu machen. Wir wissen auch, wie die finnische Sauna gebaut wird, und genießen das Schwitzen und das Abkühlen im Schnee. Es läßt sich gemütlich plaudern in dem heißen Bade. Der geeignete Ort, tiefsonnige Gespräche zu führen. Der Geist schwungt leicht und unbefangen, wenn man nackt in Reihen dasitzt und Schmutz und Krankheitskeime durch die Poren ausströmen läßt.

Es tropft noch immer durch die Baiken unseres Bunkers. In der Ferne sprengen die Russen Pang . . . Pang. Sie bauen ihre Stellungen aus. Sie fürchten den Frühling, fürchten, daß der Schnee tauft und die Erde wieder hart wird. Sie hatten sich darauf verlassen, daß der Winter unsere Kampfkraft untergraben würde. Jetzt wissen sie, daß die Deutschen wieder zum Angriff antreten, sobald der Schnee fort ist, diese Männer, die in den langen Wintermonaten nur härter wurden und jetzt Urwaldkrieg führen, als hätten sie zeitlebens in diesen Breitengraden gelebt.

Wir Urwaldgrenadiere werden es schon schaffen — wir preußischen Kareljer. Schade um den Winter, der jetzt forttritt — schade. Wir werden direkt wehmüdig, wenn wir von ihm sprechen. Es war nicht leicht, sich mit ihm anzufreunden.

Wir sitzen um die Karbidlampe und leeren unsere letzte Flasche Aquavit. Wir sprechen nicht vom Frühling, der bald kommt. Wir sprechen vom Winter, der war . . . Wie staunten wir nicht, als wir zum erstenmal sahen, wie sich ein Zug finnischer Motti-krieger bei 20 Grad Kälte eine halbe Stunde in den Schnee warf und schlief. Auch wir können das heute . . . Im Grunde sind wir dankbar für diese Zeit, jetzt, da die Sonne wieder zu wärmen beginnt. Diese langen dunklen Monate werden eingeheilt in das Leben jedes einzelnen Mannes — ein entscheidendes Erlebnis. Nichts wird dem Großstädter erschüttern können, der hier zum Waldläufer wurde. Gibt es etwas Stärkeres als diese Verschmelzung deutschen Geistes mit finnischem Motti- und Sisukriegertum?

Wenn man die Männer sieht in ihren finnischen, deutschen und russischen Stiefeln, in Knobelbechern, Schistiefeln und Filzschuhen, in langen und kurzen Pelzen aller Art, in Anoraks und Mänteln, dann kommt es einem im ersten Augenblick vor, als ob man einen Landsknechtshaufen des Mittelalters vor sich hätte. Das können doch keine Preußen sein. . . Sie sind es doch. Die romantischen Gestalten melden sich in der Enge des Bunkers vor ihrem Führer oder Unterführer ebenso zackig und korrekt, als ob sie sich in einer deutschen Garnison befinden. Der einzelne Mann ist nur stärker und selbständiger geworden.

Tapp . . . tapp fallen die Tropfen auf den kleinen Tisch. Verdamm! Geht das so weiter, dann saufen unsere Löcher in ein paar Wochen ab. Wir sehen einander mit sorgenvollen Mienen an — bis einer lacht: Die paar Wochen — bis der Schnee ganz fort ist, schlafen wir eben draußen. Dann geht es doch weiter, dem Sieg zu. Was sollen wir dann noch mit Bunkern.

Wir Urwaldgrenadiere werden es schon schaffen — wir preußischen Kareljer. Schade um den Winter, der jetzt forttritt — schade. Wir werden direkt wehmüdig, wenn wir von ihm sprechen. Es war nicht leicht, sich mit ihm anzufreunden.

SS-Kriegsberichter Per Iverslund

In Erwartung des Tages ...

PK. Nur wenn einer den kleinen Bunkerofen heizt oder sich die Pfeife nachzündet, kann man im flackernden Schein die Gesichter erkennen. Aber auch bei Tageslicht gäbe es hier nicht viel mehr zu sehen. Der Ofen ist in eine Erdnische eingebaut, das sieht man wohl. Der Boden ist mit Dachschindeln gepflastert, das merkt man, wenn die Stiefel darübergleiten. Die Decke bilden einige Holzplanken und ein großer Torflügel. Manchmal tropft es von oben her auf unsere Mäntel. Es ist sehr still hier. Warum sollen wir auch sprechen? Einer von uns spielt irgendwo in einer Ecke leise auf seiner Mundharmonika. Wir haben alle noch jene sonnige Mittagsstunde vor einigen Wochen in Erinnerung, in der uns ein Kamerad das nahe Ende der langen, harten Winterszeit angekündigt hatte. Unser „Musikant“ kam damals aus dem Bunker herausgestürzt, warf sich in das Maschinengewehrnest und hielt uns die hohle Hand hin. Wir wollten vor Freude jubeln — denn ein Wassertropfen lag darin, ein Stückchen Eis, das ein warmer Sonnenstrahl geschmolzen haben mußte. Die Zeit verging uns von da an so schnell, als das Eis zu schwinden begann. Es tropfte bald von vormittags bis nachmittags. Und jetzt — jetzt tropft es sogar schon nachts.

Ein Frühlingsahnung ist in unseren Bunker eingezogen. Was kümmert es uns, wenn jetzt rundum mehr als je Granaten einschlagen? Wenn die feindlichen Maschinengewehrgarben stärker als je an den Wällen unserer Schützenlöcher die Erde aufspülgen? Wir wissen doch, daß aus dieser Erde die Früchte des Sieges wachsen werden.

Heute erfüllt es uns mit grimmiger Freude, wenn die Bolschewisten nachts eine Leuchtkugel nach der anderen am Boden entlangjagen, aus Angst, daß wir unseren Vorstoß

überraschend beginnen könnten. Oder wenn in dunklen Nächten Spähtrupps heranschleichen, um sich zu vergewissern, ob wir noch da sind. Sie haben uns noch jedesmal wach auf unserem Platz gefunden. Immer dann, wenn sie kommen, trägt das gleiche Todesorchester seinen stählernen Melodienreigen ins Niemandsland hinein. Die Maschinengewehre schießen, die Batterie jagt Granate um Granate in das Vorgelände hinein, und nur langsam wird es dann wieder stiller. Zuletzt knallt nur mehr ab und zu ein einsamer Gewehrschuß oder bellt irgendwo ein Maschinengewehr auf. Dann wird es wieder ruhig, daß man wieder in die Nacht hinaushorchen kann. Aber die Nacht ist nicht still — leises Stöhnen oder fernes Brüllen dringt an unser Ohr. Die Sowjets haben wieder ihre Verwundeten liegenlassen ...

Bodenwelle die sowjetischen Stellungen. Leuchtspürgerben jagen herüber, und das unregelmäßige Rattern der feindlichen Maschinengewehre zerstört die wunderbare Stille dieser letzten Nacht vor dem Frühling.

Wir schließen unser Maschinengewehr auf die feindliche Stellung ein. Dann warten und schweigen wir, verbringen die letzte Stunde dieses Winters auch gemeinsam in dem Schützenloch, das wir im Herbst zusammen gebraben hatten, in dem wir in der Weihnachtszeit auf Posten standen und das so vielen bolschewistischen Angriffen standgehalten hat. Es ist ein einfaches Schützenloch, wie es noch tausende andere gibt, wie es sich selbst der Feind drüben gräbt. Nur mit dem Unterschied, daß die Sowjets ihre Schützenlöcher bei Tag und bei schwerem Granatfeuer verlassen, um sich auf den Höhenkamm zurückzuziehen. Wir aber haben noch keine Minute unsere Schützenlöcher leer gelassen. Auch nicht in jener Nacht, in der die Bolschewiken mit schweren Brocken das Dorf hinter uns in Trümmer schossen, die züngelnden Flammen weithin unsere Stellungen beleuchteten und so dem feindlichen Artilleriebeschuß preisgaben.

Am östlichen Himmel verblassen die Sterne, und die Nacht weicht dem Licht. Ein schmaler Silberstreifen wird breiter und länger. Sonnenstrahlen überfluten den Horizont und dringen in unsere Herzen ein. Der erste Frühlingstag ist da! Dann drängt sich das feurige Antlitz in das blaugoldene Farbenmeer des jungen Frühlingshimmels hinein, die Sonne, die Mutter des Lebens, steigt empor ...

„Kriegsberichter Ernst Gugl“

Aus Sippe und Familie

Verlobungen:

Charlotte Rudeck mit Rudolf Michl, **H-Standartenoberjunker** in der Waffen-**H**, Eger, Heid. 29. 3. 1942. Trudi Kinzel mit Rudi Fischer, **H-Rottf.** in der Waffen-**H**, Hubertshöhe, im März 1942.

Eheschließungen:

Bez.-Oberwachtm. d. Gendarmerie Karl Schmid, **H-Oscha**, in der Stam.Abtg. 12/65-**H-Stand.** in St. Blasien/Schwartz., **ZZ**. Gend.-Posten Elzach, mit Anne-Marie Schmid, geb. Morath, St. Blasien, Todtnau Str. 176. 6. 12. 1941.
H-Ostuf. RF-**H**, Rudolf Walther, **ZZ**, Leutnant in einem Inf.-Regt., Dipl.-Kaufm., mit Hilde Walther, geb. Antes. 7. 3. 1942.
Rudolf Schmidt-Berger, Regierungsrat, **H-Hstuf.** mit Rosemarie Schmidt-Berger, geb. Scholz, Hohenstaufen/Wartberg-Kruschwitz Kr. Hohenstaufen. 28. 3. 1942.

Rudolf Scharpf, **H-Hstuf.** in der Waffen-**H**, mit Luzia Scharf, geb. Schmidt, Wesermünde/M., Schiffstraße 15.

Kurt Scholz, **H-Ustuf.** u. Zugführer in der Waffen-**H**, **ZZ**, im Felde, mit Elga Scholz, geb. Werner, Berlin-Neukölln.
Heinrich Weidmann, **H-Uscha**, in der Waffen-**H**, Heidenheim/Wittbg., **ZZ**, im Felde, mit Elfriede Weidmann, geb. Ertl, Stey-/Oberdonau. Ostern 1942.

Ein Sohn wurde geboren:

Dietrich, 29. 9. 1941, als erstes Kind, Dr. med. Karl Wolf, **H-Rottf.**, **ZZ**, Ass.-Arzt bei der Wehrmacht-Esse, Wolf, geb. Rehwald, Hirschberg/S. 520/Sudetengau.

Ein Sohn wurde geboren:

Dietrich, 29. 9. 1941, als erstes Kind, Dr. med. Karl Wolf, **H-Rottf.**, **ZZ**, Ass.-Arzt bei der Wehrmacht-Esse, Wolf, geb. Rehwald, Hirschberg/S. 520/Sudetengau.

Ein Sohn wurde geboren:

Dietrich, 29. 9. 1941, als erstes Kind, Dr. med. Karl Wolf, **H-Rottf.**, **ZZ**, Ass.-Arzt bei der Wehrmacht-Esse, Wolf, geb. Rehwald, Hirschberg/S. 520/Sudetengau.

Ein Sohn wurde geboren:

Dietrich, 29. 9. 1941, als erstes Kind, Dr. med. Karl Wolf, **H-Rottf.**, **ZZ**, Ass.-Arzt bei der Wehrmacht-Esse, Wolf, geb. Rehwald, Hirschberg/S. 520/Sudetengau.

Ein Sohn wurde geboren:

Dietrich, 29. 9. 1941, als erstes Kind, Dr. med. Karl Wolf, **H-Rottf.**, **ZZ**, Ass.-Arzt bei der Wehrmacht-Esse, Wolf, geb. Rehwald, Hirschberg/S. 520/Sudetengau.

Ein Sohn wurde geboren:

Dietrich, 29. 9. 1941, als erstes Kind, Dr. med. Karl Wolf, **H-Rottf.**, **ZZ**, Ass.-Arzt bei der Wehrmacht-Esse, Wolf, geb. Rehwald, Hirschberg/S. 520/Sudetengau.

Ein Sohn wurde geboren:

Dietrich, 29. 9. 1941, als erstes Kind, Dr. med. Karl Wolf, **H-Rottf.**, **ZZ**, Ass.-Arzt bei der Wehrmacht-Esse, Wolf, geb. Rehwald, Hirschberg/S. 520/Sudetengau.

Ein Sohn wurde geboren:

Dietrich, 29. 9. 1941, als erstes Kind, Dr. med. Karl Wolf, **H-Rottf.**, **ZZ**, Ass.-Arzt bei der Wehrmacht-Esse, Wolf, geb. Rehwald, Hirschberg/S. 520/Sudetengau.

Ein Sohn wurde geboren:

Dietrich, 29. 9. 1941, als erstes Kind, Dr. med. Karl Wolf, **H-Rottf.**, **ZZ**, Ass.-Arzt bei der Wehrmacht-Esse, Wolf, geb. Rehwald, Hirschberg/S. 520/Sudetengau.

Ein Sohn wurde geboren:

Dietrich, 29. 9. 1941, als erstes Kind, Dr. med. Karl Wolf, **H-Rottf.**, **ZZ**, Ass.-Arzt bei der Wehrmacht-Esse, Wolf, geb. Rehwald, Hirschberg/S. 520/Sudetengau.

Ein Sohn wurde geboren:

Dietrich, 29. 9. 1941, als erstes Kind, Dr. med. Karl Wolf, **H-Rottf.**, **ZZ**, Ass.-Arzt bei der Wehrmacht-Esse, Wolf, geb. Rehwald, Hirschberg/S. 520/Sudetengau.

Ein Sohn wurde geboren:

Dietrich, 29. 9. 1941, als erstes Kind, Dr. med. Karl Wolf, **H-Rottf.**, **ZZ**, Ass.-Arzt bei der Wehrmacht-Esse, Wolf, geb. Rehwald, Hirschberg/S. 520/Sudetengau.

Ein Sohn wurde geboren:

Dietrich, 29. 9. 1941, als erstes Kind, Dr. med. Karl Wolf, **H-Rottf.**, **ZZ**, Ass.-Arzt bei der Wehrmacht-Esse, Wolf, geb. Rehwald, Hirschberg/S. 520/Sudetengau.

Ein Sohn wurde geboren:

Dietrich, 29. 9. 1941, als erstes Kind, Dr. med. Karl Wolf, **H-Rottf.**, **ZZ**, Ass.-Arzt bei der Wehrmacht-Esse, Wolf, geb. Rehwald, Hirschberg/S. 520/Sudetengau.

Ein Sohn wurde geboren:

Dietrich, 29. 9. 1941, als erstes Kind, Dr. med. Karl Wolf, **H-Rottf.**, **ZZ**, Ass.-Arzt bei der Wehrmacht-Esse, Wolf, geb. Rehwald, Hirschberg/S. 520/Sudetengau.

Ein Sohn wurde geboren:

Dietrich, 29. 9. 1941, als erstes Kind, Dr. med. Karl Wolf, **H-Rottf.**, **ZZ**, Ass.-Arzt bei der Wehrmacht-Esse, Wolf, geb. Rehwald, Hirschberg/S. 520/Sudetengau.

Ein Sohn wurde geboren:

Dietrich, 29. 9. 1941, als erstes Kind, Dr. med. Karl Wolf, **H-Rottf.**, **ZZ**, Ass.-Arzt bei der Wehrmacht-Esse, Wolf, geb. Rehwald, Hirschberg/S. 520/Sudetengau.

Ein Sohn wurde geboren:

Dietrich, 29. 9. 1941, als erstes Kind, Dr. med. Karl Wolf, **H-Rottf.**, **ZZ**, Ass.-Arzt bei der Wehrmacht-Esse, Wolf, geb. Rehwald, Hirschberg/S. 520/Sudetengau.

Ein Sohn wurde geboren:

Dietrich, 29. 9. 1941, als erstes Kind, Dr. med. Karl Wolf, **H-Rottf.**, **ZZ**, Ass.-Arzt bei der Wehrmacht-Esse, Wolf, geb. Rehwald, Hirschberg/S. 520/Sudetengau.

Ein Sohn wurde geboren:

Dietrich, 29. 9. 1941, als erstes Kind, Dr. med. Karl Wolf, **H-Rottf.**, **ZZ**, Ass.-Arzt bei der Wehrmacht-Esse, Wolf, geb. Rehwald, Hirschberg/S. 520/Sudetengau.

Ein Sohn wurde geboren:

Dietrich, 29. 9. 1941, als erstes Kind, Dr. med. Karl Wolf, **H-Rottf.**, **ZZ**, Ass.-Arzt bei der Wehrmacht-Esse, Wolf, geb. Rehwald, Hirschberg/S. 520/Sudetengau.

Ein Sohn wurde geboren:

Dietrich, 29. 9. 1941, als erstes Kind, Dr. med. Karl Wolf, **H-Rottf.**, **ZZ**, Ass.-Arzt bei der Wehrmacht-Esse, Wolf, geb. Rehwald, Hirschberg/S. 520/Sudetengau.

Ein Sohn wurde geboren:

Dietrich, 29. 9. 1941, als erstes Kind, Dr. med. Karl Wolf, **H-Rottf.**, **ZZ**, Ass.-Arzt bei der Wehrmacht-Esse, Wolf, geb. Rehwald, Hirschberg/S. 520/Sudetengau.

Ein Sohn wurde geboren:

Dietrich, 29. 9. 1941, als erstes Kind, Dr. med. Karl Wolf, **H-Rottf.**, **ZZ**, Ass.-Arzt bei der Wehrmacht-Esse, Wolf, geb. Rehwald, Hirschberg/S. 520/Sudetengau.

Ein Sohn wurde geboren:

Dietrich, 29. 9. 1941, als erstes Kind, Dr. med. Karl Wolf, **H-Rottf.**, **ZZ**, Ass.-Arzt bei der Wehrmacht-Esse, Wolf, geb. Rehwald, Hirschberg/S. 520/Sudetengau.

Ein Sohn wurde geboren:

Dietrich, 29. 9. 1941, als erstes Kind, Dr. med. Karl Wolf, **H-Rottf.**, **ZZ**, Ass.-Arzt bei der Wehrmacht-Esse, Wolf, geb. Rehwald, Hirschberg/S. 520/Sudetengau.

Ein Sohn wurde geboren:

Dietrich, 29. 9. 1941, als erstes Kind, Dr. med. Karl Wolf, **H-Rottf.**, **ZZ**, Ass.-Arzt bei der Wehrmacht-Esse, Wolf, geb. Rehwald, Hirschberg/S. 520/Sudetengau.

Ein Sohn wurde geboren:

Dietrich, 29. 9. 1941, als erstes Kind, Dr. med. Karl Wolf, **H-Rottf.**, **ZZ**, Ass.-Arzt bei der Wehrmacht-Esse, Wolf, geb. Rehwald, Hirschberg/S. 520/Sudetengau.

Ein Sohn wurde geboren:

Dietrich, 29. 9. 1941, als erstes Kind, Dr. med. Karl Wolf, **H-Rottf.**, **ZZ**, Ass.-Arzt bei der Wehrmacht-Esse, Wolf, geb. Rehwald, Hirschberg/S. 520/Sudetengau.

Ein Sohn wurde geboren:

Dietrich, 29. 9. 1941, als erstes Kind, Dr. med. Karl Wolf, **H-Rottf.**, **ZZ**, Ass.-Arzt bei der Wehrmacht-Esse, Wolf, geb. Rehwald, Hirschberg/S. 520/Sudetengau.

Ein Sohn wurde geboren:

Dietrich, 29. 9. 1941, als erstes Kind, Dr. med. Karl Wolf, **H-Rottf.**, **ZZ**, Ass.-Arzt bei der Wehrmacht-Esse, Wolf, geb. Rehwald, Hirschberg/S. 520/Sudetengau.

Ein Sohn wurde geboren:

Dietrich, 29. 9. 1941, als erstes Kind, Dr. med. Karl Wolf, **H-Rottf.**, **ZZ**, Ass.-Arzt bei der Wehrmacht-Esse, Wolf, geb. Rehwald, Hirschberg/S. 520/Sudetengau.

Ein Sohn wurde geboren:

Dietrich, 29. 9. 1941, als erstes Kind, Dr. med. Karl Wolf, **H-Rottf.**, **ZZ**, Ass.-Arzt bei der Wehrmacht-Esse, Wolf, geb. Rehwald, Hirschberg/S. 520/Sudetengau.

Ein Sohn wurde geboren:

Dietrich, 29. 9. 1941, als erstes Kind, Dr. med. Karl Wolf, **H-Rottf.**, **ZZ**, Ass.-Arzt bei der Wehrmacht-Esse, Wolf, geb. Rehwald, Hirschberg/S. 520/Sudetengau.

Ein Sohn wurde geboren:

Dietrich, 29. 9. 1941, als erstes Kind, Dr. med. Karl Wolf, **H-Rottf.**, **ZZ**, Ass.-Arzt bei der Wehrm

SCALA

W. Lutherstr. 22-24 101. 25 92 56
Im April:
Zum ersten Male in Deutschland:
Grip-Quartett
Gladys & Kusserow
Eve & Partner
Gimo & Partner
Ferner das große Programm:
Das Sabine Ress-Ballett u. a.
Täglich 19.15 Uhr Ende 22 Uhr
Mittwoch, Sonnabend, u. Sonntag auch 15.45 Uhr.

HIMMEL-HUNDE

MALTE JAEGER, W. LEITGEB
A. FLORATH, E. SCHUMANN
JOSEF KAMPER, LUTZ GÖTZ

SPIELLEITUNG
ROGER VON NORMAN
HERSTELLUNGSGR. EDUARD KUBAT

EIN TERRA-FILM

KULTURFILM: "AUSSER GEFAHR"
Ein DFG-Film der Reichsjugend-
führung (Verleih-Verleih). Spielzeit:
Alfred Weidenmann. Musik: Horst
H. Sieber. Kamera: Emil Schümann.
Täglich 2.30 5.00 7.30

TAUENTZIEN-PALAST

12.00 2.30 5.00 7.30

FRIEDRICHSTRASSE

Sa., So. auch 2.15 5.00 7.45

ATRIUM KAISERALLEE

Kabarett-Komiker
Willi Schaeffers

Kurfürstendamm 158 97 76 21/23
Tägl. 7 Uhr. Sonnab. u. Stg. auch 9 Uhr

Ins Märchenland des Humors
trägt Sie

Der Wunderteppich

Aus bunten Fäden gewebt von
Jo Hanna Rosler. Hans Fritz Beckmann

Musikalisch durchwirkt von
Peter Kreuder und Peter Igennoff

Montag bis Freitag

Der 4-Uhr-Tee von Berlin

mit Hans Paro

Eintritt einschl. Bedeck auf al. Plätzen 1.50 RM

Vorverk. 10.-17 U. Tel. Best. z. 2. nicht mögl.

2.17 U. und 4.22 U. Sonnabend u. Sonntag

ausverkauft

Berlin lacht Tränen

über Erich Carow

u. das herrliche Varieté-Programm

Tel. Tischbest. z. Zt. nicht möglich

Wochentage Eintritt 3½ Uhr

Beginn der Vorstellung 5 Uhr

Ende gegen 9 Uhr

Elektronikarten für die heutige Ver-
stellung an Kasse 2, Vorverkauf für die

nächste, 6 folgend, Tage zwischen

17 v. 20 Uhr Kasse 1. Telefon

ab 13 Uhr unter

42 2174 und 422100

Sonnabend u. Sonntag

ausverkauft

WELTPREIS

DELFHI

Nähe Bf. Zoo Kantstraße 12a

Es spielt nachmittags und abends

van t' Hoff

mit seinen Solisten

Geöffnet ab 15 Uhr

Eintritt frei Telefon 31 63 47

Montags geschlossen

Freude, Belehrung und Erholung

ZOO-

JAHRESKARTEN

Ausgabe an allen Eingängen!

Jahreskarten für Zoo 16.—RM.

Kinder unter 16 Jahren 10.—RM.

Jahreskarten für Zoo und

Aquarium 22.—RM.

Kinder unter 16 Jahren 12.—RM.

Jahreskarten f. Aquarium 10.—RM.

Kinder unter 16 Jahren 5.—RM.

— Gültig bis 31. März 1943 —

(Paßbild erforderlich)

Gibtes?

ein Brot,

das auch „ohne was drauf“

immer gleich gut schmeckt

Ja: Vollkornbrot!

Das Brot mit der Gütemarke!

ASCHINGER BÄCK

1. Märkisches Vollkornbrot

2. Westfälisches Vollkornbrot

3. Rheinisches Vollkornbrot

3 Sorten für jeden Geschmack

Fahrrad-Anhänger

sowie stabile, solide

Fahrräder

liefern prompt und zuverlässig

Wilhelm Hartmann

Berlin-Schöneberg 2, Grunewaldstraße 81

LOSE

zur Deutschen Reichslotterie von

Nora Mentzel

Staatl. Lotterie-Einnahme

Berlin-Wilmersdorf, Kaiserplatz 1

Ziehung: 1. Klasse 17. u. 18. April

Über Nacht kommt das Glück — be-
stellen Sie 1/4 zu 3, 1/4 zu 6 RM usw.

Größte Gewinne 6 mal 500000 RM

WIMMEL-HUNDE

haben heute die besten Mög-
lichkeiten vorwärtszukommen.

Noch nie waren die Gelegen-
heiten zum beruflichen Auf-
stieg so günstig, wie sie eben

in den nächsten Jahren sind!

Die Christiani-Fernlehrga-
räge in Maschinenbau, Bau-
technik, Elektrotechnik, und

anderen technischen Fächern

bieten die Gelegenheit, Kennt-
nisse und Fähigkeiten zum be-
ruflichen Aufstieg zu erwerben.

Den Berufshonorar nur RM.

2.75 im Monat. Unverbindliche

Beratung bei Anfrage der An-
schrift des Berufes und des Be-
rufsziels durch Dr. Ing.

habil. P. Christiani, Kon-
stanzt 41, Lehrinstitut für tech-
nischen Fernunterricht.

Werkmeister

haben heute die besten Mög-
lichkeiten vorwärtszukommen.
Noch nie waren die Gelegen-
heiten zum beruflichen Auf-
stieg so günstig, wie sie eben
in den nächsten Jahren sind!
Die Christiani-Fernlehrga-
räge in Maschinenbau, Bau-
technik, Elektrotechnik, und

anderen technischen Fächern

bieten die Gelegenheit, Kennt-
nisse und Fähigkeiten zum be-
ruflichen Aufstieg zu erwerben.

Den Berufshonorar nur RM.

2.75 im Monat. Unverbindliche

Beratung bei Anfrage der An-
schrift des Berufes und des Be-
rufsziels durch Dr. Ing.

habil. P. Christiani, Kon-
stanzt 41, Lehrinstitut für tech-
nischen Fernunterricht.

TINTENKULI - Tip 2

Der
"Tintenkuli"
badet gern!

Spulen Sie Ihren "Tintenkuli" monatlich einmal mit
reinem Wasser durch — so,
wie es in der Gebrauchsan-
weisung steht. Er wird Ihnen
diese Pflege durch lange
Lebensdauer und stets ta-
delloses Arbeiten danken.

NUR ECHT MIT DEM
TINTENKULI
ROTEN RING

Ziehung 1. Klasse: 17. u. 18. April

Deutsche

Reidislotterie

1200000 Lose, 480000 Gew., 3 Prämien

in fünf Klassen, Gesamtgew. über RM.

102 Millionen

1/3 3 Millionen

1/2 2 Millionen

1/4 1 Million RM

500000

500000

300000

200000

100000

Preis je Klasse

1/8 3, 1/4 6, 1/2 12 RM

1/1 24 RM Doppellos 48 RM

Porto u. Liste 28 Rp.

Bestellen Sie sofort!

Eine Karte genügt!

Es kann Ihr Glück sein!

Kröger

Berlin W 8, Friedrichstr. 1923

Postcheck Berlin 31048 Fernspr. 112233

Unser

72. Jahresbericht

über das

Geschäftsjahr 1941

ist erschienen und

steht jetzt bei allen

unseren Geschäfts-

stellen zur Verfügung

der Interessenten

COMMERZBANK

Uniform-Artikel

1/2-Diensdold 10.50

Flieger-Kettendold 25.—

Heeres-Offiziersdolch

mit Gehänge und Portepee 25.—

Heeres-Offiziersdolch

mit echtem Eisenbein 45.—

Flieger-Offiziersdolch

mit Gehänge und Portepee 26.50

Flieger-Offiziersdolch

mit echtem Eisenbein 50.—

Marine-Offiziersdolch

mit Ständer und Portepee 40.—

Marine-Offiziersdolch

mit echtem Eisenbein 51.—

Tiger-Rasierklinge

1/4 mm, pass. für jeden Apparat

Packung 10 Stück — 90

Uniform-Designer

Berlin SW 11, Saarlandstr. 105

Versand nur gegen Nachnahme